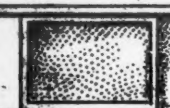
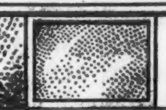
Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

46. Jahrg. Scottdale, Pa., 29. August 1923. No. 35.

Zur Erinnerung und zur Kenntnisnahme.

* * *

„Komm herüber und hilf uns!" Das war der Ruf, der flehentliche Wunsch, der zunächst brieflich, sodann aber auch mündlich von unsern Glaubensgenossen in Rußland im Jahre 1920 an die Mennoniten in Amerika gerichtet wurde. Uebermittelt wurde derselbe durch eine Delegation, — auch „Studienkommission" genannt, — von vier Brüdern aus Rußland. Die Hilfe, die unsere Glaubensgenossen dringend wünschten, war zweierlei Art. Infolge der großen Verluste durch Krieg und Revolution und darauf folgenden Dürre bat man zunächst um Lebensmittel. Sodann aber war es auch ihr Wunsch, daß die Mennoniten in Amerika ihnen eine helfende Hand bieten möchten, Rußland zu verlassen und nach Amerika oder sonst einem Lande mit geordneten Verhältnissen überzusiedeln. — „Wir wollen helfen, so viel wir können," das war die darauf folgende Antwort der hiesigen Mennoniten. Das Hilfswerk wurde sofort in Angriff genommen, indem man sich, — so gut es unter den Umständen eben ging, — dazu organisierte und zwei Komitees erwählte. Das eine Komitee genannt das „Mennonitische Zentral Komitee," sollte es als seine Aufgabe betrachten, Sorge zu tragen, damit die erforderlichen Lebensmittel nach Rußland hinkämen. Und wir wissen, dieses Komitee ist seiner Aufgabe gerecht geworden. Jetzt nach einem Zeitraum von zirka 3 Jahren seiner Tätigkeit sind die Berichte gekommen, in welchen unsre Glaubensgenossen in Rußland ihre große Dankbarkeit für die erhaltene Hilfe in der Sendung von Lebensmitteln bezeugen, und in welchen sie erklären, daß sie hoffen, weiterhin mit Gottes Hilfe selber für sich sorgen zu können. Dieses große Hilfswerk, das mit viel Gebet und Flehen betrieben wurde, hat Gott der barmherzige und treue Herr, zu dem Ende gesegnet. Ihm gebühret darum vor allem Lob und Dank dafür!

Wie steht es nun aber mit dem anderen Teil des genannten Hifswerks, nämlich mit der Hilfsleistung bei der als notwendig erachteten Auswanderung aus Rußland? Ja, das ist eine weitgehende Frage, worüber viel zu sagen wäre. Um auf dieselbe näher einzugehen, soll hier aber nur etwas zur Erwähnung kommen. Es ist nämlich die Frage: Wie steht es denn eigentlich mit dem Komitee, das sich hierzulande mit der Auswanderungssache beschäftigt und sich diesbezüglich auch schon hin und wieder hat hören lassen? Wir kommen auf diese Frage zu sprechen, weil sich eine Stimme aus unserm Volk erhoben und die Frage aufgeworfen hat, wie dieses Komitee entstanden sei? Es mag darüber, trotzdem dasselbe schon seit mehr als zwei Jahren besteht, vielleicht in weiten Kreisen eine Unkenntnis herrschen, welche je bekanntermaßen das Vertrauen zu demselben behindert. Um nun allen die erwünschte, notwendige Kenntnis zu verschaffen, darum soll hier speziell diese Frage beantwortet werden.

Es war am 13. Juli, 1920, als die oben erwähnte mennonitische Delegation von Süd-Rußland in Newton Kansas eintraf. Sogleich wurden die in der Umgegend von Newton wohnenden Mennoniten benachrichtigt und zu einer Beratung dorthin eingeladen. Diese Beratung, wozu sich etwa 50 Personen eingefunden hatten, fand statt an dem darauf folgenden Tage, — dem 14. Juli. Nach Berichterstattung und Verhandlung über manche Punkte fand man es sodann für notwendig, zur Information der Delegaten ein Komitee zu haben; und es wurde beschlossen, ein solches sogleich zu schaffen und zwar mit dem Verständnis, daß die daselbst vertretenen verschiedenen Schattierungen der Mennoniten berücksichtigt werden sollten. Das Ergebnis der Wahl zu diesem Komitee war, daß die fünf Brüder: H. D. Bender, Hesston, Kansas, D. E. Harder, Hillsboro, Kansas, John Lichti, Medford, Oklahoma, P. C. Hiebert, Hillsboro, Kansas, und Wm. J. Ewert, Hillsboro, Kansas, in demselben dienen sollten. Gemäß seiner Aufgabe nahm dieses Komitee den Namen „Informations-Komitee" an und organisierte sich mit Wm. J. Ewert als Vorsitzer, D. E. Harder als Gehilfsvorsitzer und P. C. Hiebert als Schreiber-Schatzmeister. In seiner Eigenschaft war nun dieses Komitee bestrebt, den Delegaten in der Weise zu dienen, daß es mit ihnen oder ihretwegen formelle Beratungen, (im ganzen sieben,) abhielt, daß es zeitweilig einen Begleiter mitreisen ließ, und daß es für das zu ihrer Studienreise erforderliche Geld sorgte. Damit war aber auch die Arbeit des Informations-Komitees limitiert; und zur eigentlichen Hilfe bei der geplanten Massenauswanderung mußte wieder ein neues Komitee geschaffen werden. Und die ungeheure Größe dieser Sache machte es zur Notwendigkeit, ein solches Komitee zu schaffen, welches, wenn möglich aus der gemeinsamen Wahl der Vertreter aller mennonitischen Konferenzen in Amerika hervorging; welches dann also im Namen der ganzen Mennonitenschaft dieses Landes handeln dürfte. Wie sollte das aber bewerkstelligt werden? Sollten all die verschiedenen mennonitischen Konferenzen dieser Sache wegen erst zu einer gemeinsamen förmlichen Sitzung und Beratung zusammenkommen und dann gemeinsam ein Komitee für den genannten Zweck wählen? Vielleicht wäre es das beste gewesen, dieses wenigstens anzustreben. Aber da es gewiß auch seine Schwierigkeiten gehabt hätte, eine solche „Allgemeine Konferenz" zusammen zu bekommen, und die Sache der Auswanderer scheinbar Eile hatte, darum ging man, um die Wahl des notwendigen Komitees zu bewerkstelligen, in etwas anderer Weise zu Werke. Es lag ja nahe, bei der Gelegenheit, wo über die Wahl und Arbeit des Zentral-Komitees sollte beraten werden, zugleich auch die Angelegenheit der Bildung des Komitees für die Auswanderungssache aufzunehmen. Dazu gab eine Hilfsorganisation im Osten noch speziell eine Anregung, indem sie das Informations-Komitee ersuchte, eine Versammlung anzuberaumen, zu welcher Vertreter der verschiedenen mennonitischen Hilfskomitees eingeladen werden sollten. Diese Empfehlung wurde angenommen und die Einladungen gemacht. Und es kam zu der in Aussicht genommenen Beratung. Das war in Elkhart, Indiana, am 27. Juli, 1920. Es waren dazu vierzehn Brüder erschienen, nämlich: Levi Mumaw, Scottdale, Pa.; D. D. Miller, Middlebury, Ind.; P. C. Hiebert, Hillsboro, Kans.; H. H. Regier, Mountain Lake, Minn.; Wm. J. Ewert, Hillsboro, Kans.; D. H. Bender, Hesston, Kans.;

Die
Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von der
Mennonitischen Publikationsbehörde,
Scottdale, Pa.
Wilhelm Winsinger, Editor.
Hermann H. Neufeld, Hilfseditor.
Erscheint jeden Mittwoch.
Abonnementspreis für das Jahr
bei Vorausbezahlung:
Für Amerika $1.25
Für Deutschland und Rußland $1.50
Für Rundschau und Jugendfreund
zusammen
Für Amerika $1.50
Für Deutschland und Rußland $1.75

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Wm. Winsinger, Editor
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter

Eli G. Reist, Mt. Joy, Pa.; Orie O. Miller Akron, Pa.; Arthur Slagel, Flanagan, Ill.; Vernon Smucker, Scottdale, Pa.; Ernst E. Miller, Rawson, Ohio; Sanford Yoder, Kalona, Ia.; Aaron Loucks, Scottdale, Pa., und A. A. Friesen von Rußland. — Laut dem Protokoll der hier abgehaltenen Beratungen wurde nun unter anderm beschlossen, nach folgendem Plan zu handeln. Es sollten die Beamten der verschiedenen mennonitischen Konferenzen ersucht werden, Vertreter zu ernennen, deren spezielle Aufgabe es sein sollte, aus ihrer Mitte fünf Brüder zu diesem Komitee für die Auswanderungssache zu wählen. Diesem Plane gemäß ist denn auch gehandelt worden. Nach gehöriger Verständigung fanden sich am 24. November, 1920 die Vertreter von achtzehn (18) mennonitischen Konferenzen in Newton, Kansas, ein. Es waren das die acht Brüder: D. H. Bender, Wm. P. Neufeld, J. F. Moyer, J. H. Langenwalter, J. J. Balzer, S. C. Yoder, T. M. Erb und Wm. J. Ewert. Von diesen wurde nun nach vorhergegangenem ernstem Gebet zunächst eine Anzahl Kandidaten (elf) aufgestellt und aus denselben erfolgte dann die eigentliche Wahl des in Aussicht genommenen Komitees. Erwählt wurden die fünf Brüder H. E. Sudermann, Newton, Kans.; J. W. Wiens, Hillsboro, Kans.; Wm. P. Neufeld, Reedley, Calif.; D. H. Bender, Hesston, Kans., und Wm. J. Ewert, Hillsboro, Kans. Das Komitee organisierte sich mit D. H. Bender als Vorsitzer, Wm. J. Ewert als Sekretär und H. E. Suderman als Kassierer und nahm nach reiflicher Ueberlegung den Namen an: „Das Mennonitische Exekutiv-Komitee

(Schluß auf Seite 4.)

Der verlorene Groschen.

Wo die Frau auch immer suchen mochte, das Geld war und blieb verloren. Luther übersetzt die bezeichnete Münze mit „Groschen", eigentlich aber war es eher eine Mark, der für damalige billige Verhältnisse angemessene Tageslohn. Also ein ganzer harter Arbeitstag war mit dem Groschen oder Denar dahin. Wie viel Zeit und Kraft war verloren! Dennoch war es der Frau, als ob sie den Groschen greifen müßte; hatte sie ihn doch zuerst in der Hand gehabt. Das Bildnis des römischen Kaisers war der Münze aufgeprägt. Wie genau erinnerte sie sich dessen. Von dem Groschen hatte sich die Frau manches kaufen wollen, einen ganzen Tag hätte sie gut von jenem großen römischen Groschen leben können, und nun hatte sie auch nicht ein Schärflein Nutzen von dem mühsam Verdienten. Das ist ja eben unser Schicksal mit jedem verlorenen Gegenstand, daß wir keinen Nutzen von ihm haben können. Von Rechtswegen gehörte uns der Gegenstand, aber in Wirklichkeit haben wir nichts mehr von ihm. So wie das Verlorene aus unserm Gesichtskreise ausgeschaltet ist, so können wir nicht mehr mit ihm rechnen.

Doch die Frau gibt sich nicht so schnell zufrieden. Sie weiß: Aus dem Hause ist mein Groschen nicht gekommen, folglich muß er irgendwo stecken. Und nun nimmt sie ein gründliches Reinmachen vor. In jede dunkle Ecke leuchtet sie, jedes Winkelchen durchsucht die rastlose Hand, bis es endlich auf einmal klirrt und der vom Staub beschmutzte Groschen sichtbar wird. Freudestrahlend hebt die Frau die verlorene Münze auf, putzt sie eifrig, bis der Groschen wieder seinen vorigen Glanz erhält.

Die kleine schlichte Geschichte vom verlorenen Groschen will uns etwas Wichtiges über verlorene Menschen sagen. Verlorene Menschen haben das mit den verlorenen Gegenständen gemeinsam, daß sie für ihre Besitzer nutzlos geworden sind. Ein verlorener Mantel kann uns nicht mehr wärmen, ein verlorengegangenes Paket Lebensmittel kann uns nicht kräftigen, und ein verlorener Mensch ist mit all seinen Kräften und Gaben für den nutzlos, dem er angehört. Doch wissen wir Menschen denn, wem wir angehören? Das ist ja gerade das Erschütternde unseres Verlorenseins, daß wir das nicht wissen. „Ein Ochse kennt seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt's nicht, und mein Volk vernimmt's nicht", klagt Gott durch den Propheten.

Ein verlorener Mensch wird uns im Gleichnis vom verlorenen Sohn geschildert. Eigenwillig geht der Sohn vom Vater fort, um eigene Wege zu gehen. Von Stund an hatte der Vater seinen Sohn verloren. Das Herz des Sohnes, seine Interessen am gemeinsamen Hause, seine Mitfreude am Gedeihen der gemeinsamen Arbeit, seinen freien Dienst, seine Gemeinschaft, das alles hatte der Vater verloren.

Schnell ging es mit dem verlorenen Sohne abwärts, bis er auch vor aller Welt als der verlorene Sohn dastand. Sein liederliches Leben war seinen Zügen aufgeprägt, von des Vaters Art und hoher Gesinnung war nichts mehr in seinem Wesen zu entdecken. Der junge Mann glich dem im Schmutze liegenden Groschen.

Doch die äußere Häßlichkeit und das drückende Elend seines verlorenen Zustandes bringt den verlorenen Sohn zur Einsicht. Jetzt auf einmal merkt er, daß er verloren ist. Jedwede Beziehung zum Vater fehlte ihm, das macht ihn verloren. All seine Jugendkraft, all seine Zeit, all sein Streben und Leben hatte nur sich selbst gehört, nicht aber seinem Vater. Nicht den Interessen seines Vaters hatte er gelebt, sondern der Sündenlust. Verfehltes Leben! Da aber, als der junge Mensch sein ganzes selbstverschuldetes Unheil einsieht, da erwacht in ihm der heiße Wunsch wieder in irgendwelche Beziehung zu seinem Vater zu treten. Und sofort macht er sich auf und eilt aus dem fremden Land in die Heimat. Aus dem Verlorenen war ein Heimkehrender geworden. Wir kennen die herzliche Aufnahme, die ihm von Seiten des Vaters wurde. Wir kennen auch das Wort der Liebe, daß einen Strich durch die schweren Sündenwege des verloren gewesenen Sohnes macht: „Er war verloren und ist wiedergefunden."

Wir brauchen nicht unser Geld verpraßt und uns an den Träbern der Schweine gesättigt zu haben, um verloren zu sein. Wenn wir ohne Gott eigene Wege gegangen sind, dann sind wir im fremden Land der Gottesferne gewandert. Dann sind wir mit all unserer Kraft, unserer Zeit, unseren Gaben nutzlos für Gott gewesen, verloren für den, der uns geschaffen hat. Wenn wir Menschen uns einmal im Verhältnis zu Gott ansehen, wie verloren, wie verkommen sind wir doch da! „Unsere Gaben, unsere Kräfte hatte Sündendienst verzehrt", klagen wir in Leid. Und ist nicht das die Sünde unseres Lebens, daß wir verloren, also unbrauchbar für Gott sind?

Wie können wir aus verlorenen Menschen Kinder im Hause unseres Gottes werden? Jesus erzählt noch ein drittes Gleichnis vom Verlorensein. Es steht vor den Gleichnissen vom verlorenen Groschen und vom verlorenen Sohn. In diesem Gleichnis tritt uns der treue Hirte entgegen, der das unter seinem Verlorensein tief leidende Schäflein sucht und rettet. Wir Menschen können nur das eine oder das andere sein — entweder Verlorene oder Gerettete. Wenn wir der freundlich lockenden Stimme Jesus des guten Hirten, bis jetzt widerstrebt haben, dann sind wir verloren.

Es ist eine große, herrliche Sache um einen verlorenen Menschen, der zurück zu

Gott kommt. Kennst du, der du dies liest, Jesus als deinen guten Hirten, der dich und alle Menschen von den Irrwegen unseres verführerischen Herzens zurück zu Gott bringen möchte?

— Salz und Licht.

* * * * *

Verirrt und verloren!

* * *

Ich bin wie ein verirrtes und verlorenes Schaf; suche deinen Knecht, so betete ein Frommer des Alten Testamentes. Welch weises und zweckmäßiges Gebet! Ein verirrtes Schaf findet seinen Weg niemals zurück zur Hürde. Er kann nichts anderes und nichts Besseres tun als schreien. Und der Hirte hört sein Rufen, kommt herzu und trägt es heim in seinen Armen.

So macht es auch der gute Hirte der Seelen, unser Heiland Jesus Christus. Ach, Er geht in Seiner Gnade auch denen nach, die nicht nach Ihm verlangen; ist Er doch gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, nicht nur was sich verloren fühlt und weiß. Er suchte uns lange, ehe wir Ihn zu suchen begannen. Es liegt ein starker Trost in dem Gedanken; daß Er fortwährend am Suchen ist. Er kann den noch unbewußt Verlorenen plötzlich die Gefahr ihres Zustandes entschleiern, und wenn sie dann in Angst und Kummer schreien: Ich bin verloren! so ist das schon ein Echo auf Sein suchendes Rufen, ist schon der Anfang des Findens und des Gefundenwerdens.

* * *

Das verlorene Kind.

* * *

Du armes Kind, was ist geschehen?
Du siehst so müd und traurig drein,
Ach, willst du nicht nach Hause gehen?
Dort harrt ein treuer Vater dein.

Du müdes Kind, du suchst den Frieden,
Den Frieden, den die Welt nicht gibt.
Willst du dem Freund die Hand nicht bieten,
Dem treuen Freund, der heilig liebt?

Die Welt hat dich geknickt, zertreten,
So wie man eine Rose bricht;
Du kannst noch glauben, kannst noch beten,
Ruf an den Heiland, zweifle nicht.

Hör, was zur Sünderin, zur großen,
Der große Freund der Sünder spricht:
„Wer zu mir kommt, wird nicht verstoßen,
Geh hin in Frieden, zweifle nicht!"

Von dieser Welt ist nichts zu hoffen,
Sie hat für dich nur Steine noch;
Doch sieh, der Himmel steht dir offen,
Nimmst willig auf du Jesu Joch.

Versinke nicht in deine Reue,
Sieh, weiß wie Schnee macht Jesu Blut;
Verzweifle nicht an Seiner Treue —
Zuletzt wird alles, alles gut.

B. Kühn.

* * * * *

Der Scharlachfieber-Bazillus wurde durch zwei italienische Aerzte entdeckt und ein Heilserum hergestellt.

In einer tiefen Grube.

* * *

Da ist der Mensch in eine Leimgrube und tiefen Schlamm geführt, daß er nicht kann herauskommen, und nur tiefer und tiefer und tiefer versenkt wird: denn es liegt auf ihm, als eine schwere Last und drückt ihn, daß er sich nicht kann darüber erheben, gehet und quält sich damit, und kann sich nicht zufrieden stellen. Wie ich auch an mir selbst fühle, daß ich mich nicht kann herausarbeiten, obwohl ich immer arbeite, und mich abmühe aus dem Loche zu kommen, daß ich mich möchte über das Gesetz schwingen, und so viel zu Wege bringen, daß es schweigen müßte, und sagen: Wohlan, nun hast du genug getan, nun bin ich mit dir zufrieden. Aber da wird nichts draus, denn es ist eine solche tiefe Grube, daraus niemand vermag zu kommen, wenn er alle Welt zu Hilfe nehme, wie die können mit mir zeugen, die es versucht haben und noch täglich erfahren.

Martin Luther.

* * * * *

Eingesandt.

* * *

Vor einiger Zeit erhielten wir die traurige Nachricht von dem Tode unseres allgemeinen Bekannten Rev. Wm. P. Neufeld von Reedley, California und sprechen hiermit seinen Angehörigen und allen denen, die seinen Tod betrauern, unser aufrichtiges und herzliches Beileid aus. Es ist dem werten Verstorbenen hoch anzurechnen, daß er es sich nicht hat zu viel sein lassen in seinem doch schon beträchtlichen Alter die lange Reise nach Rußland zu machen, um seinen sich in Not befindlichen Glaubensgenossen nach Möglichkeit Rat und Hilfe zu schaffen. Es ist kaum zu beschreiben, wie uns in Batum der Besuch dieses hochgeschätzten Mannes, (am 19. u. 20. Oktober v. J.) dem das Wohl seines Volkes mehr am Herzen lag, als das eigene, unsere durch Not und Jammer entmutigten Gemüter wieder aufrichtete und sein Erscheinen uns wieder Mut und Hoffnung auf eine Verbesserung unserer Lage verlieh. Möchte der liebe Gott uns noch viele solche Männer erwecken, welche sich so für das Wohl ihres Volkes in den Riß stellten, wie es der liebe Verstorbene getan hat. Galater 6, 10.

Im Namen der Constantinopler Mennonitenflüchtlinge Euer:

P. M. Janzen.

Constantinopel, 2. August, 1923.

* * * * *

Hilfswerk-Notizen.

(Gesammelt von Vernon Smucker.)

* * *

Nachstehend bringen wir einige der vielen Dankesschreiben die hier von den verschiedenen Gemeinden und Ortskomitees der Kolonien in Südrußland eingingen. Der Raum gestattet es nicht, alle in unsern Hilfswerk-Notizen zu bringen, so ist dies nur ein Auszug:

* * *

An den Vertreter der AMR, Herrn Hofer in Halbstadt,
zur Uebermittelung an die amerikanischen Teilhaber der Kleiderspende für die Notdürftigen der Gnadenfelder Wolost.

Werte Brüder!

Die Verteilung der kolossalen Kleiderspende an die Dorfkomitees für die Notdürftigen unserer Wolost ist beendet, und in den meisten Dörfern sind die Sachen in die Hände der Notdürftigen gelangt.

Unter dem gewaltigen Eindrucke, den die Kleiderspende auf die Mitglieder des Wolostkomitees gemacht, fühlen wir uns verpflichtet, unserm gütigen Herrn und Heiland, dessen Wundermacht und Liebe es fertig gebracht, uns so wenig treue Menschen mit einem so unerhört in der Geschichte dastehenden Kleidergeschenk zu beglücken, zu Füßen zu fallen und mit dem Erzvater Jakob anzubeten: „Wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an uns getan" und mit dem Psalmisten auszurufen: „Groß ist der Herr! Gepriesen werde Sein herrlicher Name!"

Dann aber staunen wir auch ob dem Wunderwerk des Herrn, daß Er tausende von Meilen von uns abwärtswohnende Brüder und Schwestern in Amerika willig gemacht hat, solche große Opfer für uns zu bringen. Brüder und Schwestern! Ihr seid glücklich darin und der Herr wird's Euch segnen, dafür garantiert Seine unaussprechliche Güte und Sein untrügliches Wort. Herzlichen Dank von uns!

Die Kleider haben die Notdurft gewaltig gemindert; viele Personen, die sich in ihren Lumpen schämten, sich öffentlich zu zeigen, treten jetzt anständig gekleidet vor, Kinder jubeln, Frauen zeigen so gerne bei Besuch die geschenkten Sachen, wohl mit größerer Lust, als früher ganze Stücke Leinen aus der Komode. Wir glauben, daß bei dem Herrn für solche Personen auch „viel Gnade und Vergebung" da ist, möchten sie zur Anwendung kommen.

Zum Schluß lasset uns gemeinschaftlich ausrufen: „Gelobt sei Gott durch Jesum Christ!"

Das Gnadenfelder Wolostkomitee.
Vorsitzender: B. Wiens
Sekretär: K. Löwen
Geschäftsführer: Dietrich Martens
Lagerverwalter: Joh. Stobbe.

* * *

An die Brüder in Amerika.

Nur zu gut erinnern wir uns unserer aussichtslosen Lage vor einem Jahre, wo uns die Schrecken der Hungersnot in ihrem ganzen Umfange als wahre Tatsache vor die Augen traten, wo die bittere Not in ihrer mannigfachsten Gestalt an die Haustüren so mancher unserer Gemeindeglieder klopfte und Einlaß begehrte, wo scheinbar alle Mittel und Wege versagten, diesem Ungeheuer irgendwie aus dem Wege zu gehen. — Doch unserem lieben himmlischen Vater gelang es, das Gefühl der Nächstenliebe unserer überseeischen Brüder zu erwecken und in die Tat umzusetzen, daß sich warme Herzen und willi-

ge Hände fanden, ein Werk der Liebe ins Leben zu rufen und es zu unterhalten. Dankend empfehlen wir ihm alle fröhlichen Geber, die keine Opfer gescheut, dieses Werk der christlichen Nächstenliebe mit Liebesgaben zu unterstützen, und freuen uns herzlich, daß die Brüder drüben in ihrer Fürsorge nicht müde geworden, uns auch diesen Winter mit Nahrung und Kleidern hindurchzuhelfen. Möge der segensreiche Gott jedem Spender die dargebrachten Opfer mit himmlischen Gütern ersetzen, daß auch dieses Werk der Liebe die Ehre dessen, von welchem es zeugt, verherrlicht und reichlich gefördert werde. Wohl die meisten von uns verdanken heute ihr Leben nächst Gott den hilfeleistenden Brüdern in Amerika; wie so mancher wäre dem Hungertode und Nacktgehen preisgegeben, wenn die Hilfe von drüben nicht in so großem Maßstabe zur Zeit eingesetzt hätte, während jetzt ganz einzelne den Folgen der Unterernährung erlagen. — Darum Dank Euch, Ihr lieben Brüder und Freunde jenseit des Wassers, für Eure Teilnahme; Dank Euch allen, die Ihr fürbittend das Werk tragen geholfen; ja Dank Euch, Ihr Mitarbeiter, die Ihr persönlich hergekommen und so reges Interesse diesem Zweige der Reichsgottesarbeit bewahrtet. In tiefer Bewegung erkennen wir die unendliche Güte unseres Gottes, der Euch berufen hat, uns zu dienen und angesichts unserer Ohnmacht, Euch zu vergelten, grüßen wir Euch mit einem herzlichen „Vergelt's Euch Gott!“

Die Neukircher Kirchengemeinde
Prediger: Abraham Harder
Gerhard Giesbrecht.

Neukirch, d. 18. März 1923.

* * *

Dankschrift der Münsterberger (Sagradowka) Einsassen an die AMR für erhaltene Hilfe. —

Unser aller Herzen sind mit Dank überfüllt für alle die Gaben, die wir durch die AMR erhalten haben. Wir, Einsassen des Dorfes Münsterberg, die wir übergeblieben sind, nachdem die Banden mit Raub, Brand und Mord über uns hergezogen waren und die wir nun ohne Obdach, Brot und Kleidung, dem Hungertode preisgegeben waren, sind nur dank der Hilfe der AMR von dem Hungertode errettet worden. Nun ist uns durch die AMR noch eine weitere große Hilfe zuteil geworden, und zwar: Wir haben von der AMR eine reichliche Kleidersendung erhalten. Wir können unsern Dank nicht genug ausdrücken, den wir Ihnen für alles schulden. Es steigen tausend Segenswünsche empor zum Himmel für die milden Hände, die sich unser erbarmt haben, als wir so sehr litten. Der Herr unser Gott mögen allen freigebigen Herzen reichlich vergelten, was sie an uns getan haben. —

Unseren allerbesten Dank wollen wir Ihnen für alles hiermit ausdrücken.

(Es folgen viele Unterschriften der Dankenden.)

Nowo-Nikolajewka, Trubetzkoj, Chersoner Gebiet.

Dankschrift. —

An alle Wohltäter in Amerika. —

Im Namen unserer Gemeinde sagen wir allen Brüdern und Schwestern in Amerika herzlichen Dank für die Hilfe in der großen Teurung, die wir durchlebt haben. — Wir freuen uns, daß es willige Herzen gab, unsere große Not zu lindern. In diesen Februartagen erhielten wir eine große Kleidersendung, die wir an die Notbedürftigsten verteilen durften. Manches frohe Gesicht durften wir sehen. Mancher dankte herzlich, aber der Dank gebührt nicht uns, sondern Euch, Ihr lieben Freunde in Amerika. — Unser Herr und Heiland vergelte Euch Eure Liebe an uns! Gott gebe, daß wir uns einst im Himmel mit Freuden begrüßen dürfen als Brüder und Schwestern. Gott möge Euch alles belohnen. Wir können Euch nur herzlich danken. Also im Namen aller Bewohner unseres Dorfes nochmals: Danke!

Das Komitee: Vorsitzender J. Janzen.
Mitglieder — J. Reimer, D. Dürksen.
Sekretär: — J. Dück.

Den 16. Februar 1923.

* * *

Dankschrift der Bewohner des Dorfes Blumenort, Wolost Archangelsk, Kreis Cherson, Gouv. Odessa. —

Nachdem allen notdürftigen Einwohnern unseres Dorfes von den lieben Brüdern in Amerika durch das Ortskomitee eine ziemliche Anzahl Kleider zugeteilt worden war, versammelten sich fast alle Empfänger in unserm Schulhause zum Dankgottesdienst, um dem Herrn für seine Fürsorge zu danken und nächst Gott den lieben Spendern in Amerika den innigsten Dank abzustatten, was mit Aufstehen bezeugt wurde. Wahrlich, einer sehr großen Kleidernot habt Ihr abgeholfen. Denn viele Kinder und auch Erwachsene, die fast nackt waren, haben die nötigsten Kleidungsstücke erhalten, welches sichtlich zu bemerken ist. Darum noch einmal ein herzliches Dankeschön und Gott, der nichts unbelohnt läßt, möge es allen Spendern vergelten und reichlich segnen. —

Unterschriften der Empfänger
Das Ortskomitee: A. Regehr, A. Reimer, Joh. Wiens, J. Regehr, P. Peters.
Aeltester der Brüdergemeinde:
Joh. Nikkel.
Aeltester der Kirchengemeinde:
F. Wiens.

Im Februar 1923. —

* * *

D a n k e s s c h r e i b e n

der Ladekopper Gemeinde an unsere Wohltäter in Amerika. —

So sehr sich dieses Jahr von andern unterscheidet, so ist es auch seinem Inhalt nach ganz anders gewesen im Vergleich mit den ca. 120 Jahren des Bestehens unserer einst so reich gewesenen sogenannten Mutterkolonie.

Man hat gehört durch unsere Alten von einem schweren Jahr 1833 und seinen Folgen, aber man hat bei un[illegible]rn zusehends sich hebenden Wirtschaften, verwöhnt durch so viele gute und mittelmäßige Ernten ein Jahr wie 1922 für unmöglich gehalten.

Wer hätte gedacht, daß bei uns Leute hungern, ja sogar verhungern würden? Und doch ist es leider geschehen! Schweren Herzens sahen wir es heranrücken, das Gespenst des Hungers, aber niemand kannte es in seiner wahren Gestalt. Niemand konnte es kennen, der nicht persönlich dabei gewesen war, der sie nicht selbst erlebt hatte — eine Hungersnot.

Wir riefen nach Hilfe, und der Ruf wurde gehört; wir sandten Boten aus in die Welt und sie fanden überall offene Herzen und willige Hände. Unsere so weit zerstreute Mennonitenfamilie schloß sich zusammen zu einem nie dagewesenen Hilfswerk, dessen Größe die Geber wohl kaum so tief empfinden werden, wie die Empfänger. So lange es eine mennonitische Geschichte geben wird, so lange werden Zahlen reden von unglaublichen Spenden für hungernde Mennoniten in Rußland.

Und nun beim Rückblick auf das Hilfsjahr, da können wir nicht anders, als Gott danken für Seine wunderbare Führung durch dieses ganze Jahr. Gottesgedanken sind es gewesen, die hier lindernd und dort aufmunternd gewirkt haben.

Euch aber, lieben Brüder und allen guten Gebern in der Ferne, Euren Vertretern Krehbiel, Hofer, Unruh, Hiebert, Miller, Slagel hier und allen Mitarbeitern an dem großen, großen Liebeswerk ein herzliches, tiefgefühltes

Vergelt's Gott!

Im Namen der Gemeinde zeichnen die
Prediger: Peter J. Bergmann
Johann Driediger.

Ladekopp, den 18. März 1923.

* * *

Weitere Dankesschreiben sind noch hier von folgenden Plätzen: Friedensfeld, Jansk, Mariawohl, Kreis Berdj. Friedensruh, Kr. Berdj., Fabrikerwiese, Großweide, Fürstenau, Chortitza, Marinowka.

Zur Erinnerung und Kenntnisnahme.

(Schluß von Seite 2.)

für Kolonisation;“ oder in englisch: „Mennonite Executiv Committee for Colonization.“

Als Ergänzung zur Wahl dieses Komitees muß aber auch noch auf einen gleich nach derselben gefaßten Beschluß aufmerksam gemacht werden, daß nämlich, falls einer der erwählten Brüder nicht dienen könne, der Bruder mit der nächsthöchsten Stimmzahl folgen solle. — Diesem Beschlusse gemäß nahm darum, als Br. Wm. P. Neufeld gestorben war, Br. D. E. Harder, Newton, Kans., dessen Stelle ein.

Mit dem oben gesagten soll nun also die Frage, wie das Mennonitische Executiv-Komitee für Kolonisation entstanden ist, beantwortet sein. Die mennonitischen Glaubensgenossen möch[illegible] gefälligst hier-

von Kenntnis nehmen. Und um der großen Sache wegen, die angestrebt werden soll, wäre es wohl angebracht, **wenn die verschiedenen mennonitischen Konferenzen**, — die es noch nicht getan haben, — **offiziell ihre Stellung diesem Komitee gegenüber kund geben, und durch entsprechende Beschlüsse die Arbeit desselben fördern möchten.** Es sei dies darum die Bitte, die hier am Schluß dieser Darlegung ausgesprochen wird.

Im Auftrage des oben genannten Komitees,

Wm. J. Ewert, Sekr.
Hillsboro, Kans.

Im August, 1923.

* * * * *

Einst und jetzt.

(Geschrieben von einem hervorragenden Lehrer in Rußland.)

* * *

Es ist eine schwierige Aufgabe, die rollende und rasch sich ändernde Gegenwart richtig zu beurteilen. Wer eine hervorragende Geschichtsepoche miterlebt, der steht unwillkürlich unter dem Einfluß der Geschehnisse und wird dieselben in ihrer Bedeutung für die Zukunft nicht fehlerlos abschätzen, die treibenden und hemmenden Faktoren kaum richtig feststellen können. Besonders schwierig ist es, die zuständlichen Veränderungen im Vorstellungs-, Gefühls- und Willensleben der Gegenwart abzuschätzen. Abgesehen davon, daß man selbst von der herrschenden Geistesströmung so oder anders beeinflußt ist, ist eine richtige Beurteilung schon deshalb so schwierig, weil diese Veränderungen eine genaue, auf Ziffern begründete Untersuchung nicht zulassen. Man kann leicht irren, wenn man von einigen augenfälligen Ereignissen auf eine allgemeinen Umschwung im Geistesleben der Gesellschaft schließt; andererseits aber kann man auch manche Veränderungen, die ganz im stillen vor sich gehen und doch von hervorragender Bedeutung sind, leicht übersehen. Deshalb auch kann meine folgende Darstellung keinen Anspruch auf objektive Wissenschaftlichkeit erheben; sie will nur die Gedanken und Besorgnisse eines Menschen zum Ausdruck bringen, der sein Volk liebt und es vor dem sittlich-religiösen Bankerott bewahrt sehen möchte.

Als nach der schweren Zeit der Machnowtschina die Vertreter der ukrainischen Mennoniten zum ersten Mal zusammen gekommen waren, um neue Existenz- und Entwickelungsmöglichkeiten zu suchen, da forderte ich in einem Schreiben an die Konferenz die Brüder auf, das sittlich-religiöse Niveau der rußländischen Mennoniten einer gewissenhaften und aufrichtigen Prüfung zu unterziehen, um zu erfahren, woran es uns fehlt und welche Schäden zu bekämpfen sind. Ich behauptete damals, daß schon lange vor dem Kriege in unserm kirchlich-religiösen Leben vieles faul gewesen sei, daß eine gewisse Entsittlichung der Gesellschaft schon damals vor sich ging. Als uns die Schicksalsschläge ereilten, da hätten wir keinen festen inneren Halt gehabt, und daher die folgende Niedergedrücktheit, Mutlosigkeit und Indolenz. Wir müßten uns emporrichten im Hinblick auf unsere Vorfahren, die den Wert des Lebens im Kampfe und Leiden für die christliche Idee sahen, und dann könnte uns aus der gegenwärtigen Lage ein Segen für Kind und Kindeskind zufließen. — Wohl konnte man schon vor dem Kriege eine gewisse Versumpfung unsers Volkes in seinem Streben nach Reichtum und Genuß wahrnehmen: ein Volk, das so reich geworden ist, wie es die rußländischen Mennoniten vor dem Kriege waren, muß einen gewissen sittlichen Verfall zeitigen. Davon gibt uns die Weltgeschichte genügend Beweise. Materialismus und Egoismus sind immer das Gepräge einer Gesellschaft, die in Reichtum schwelgt und andere für sich arbeiten läßt. Nehmen wir zu dieser Erscheinung noch hinzu den sittlichen Tiefstand der russischen Bevölkerung, in der krasser Aber- und Unglauben herrschten, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit fast nur dem Namen nach bekannt waren u. mit der unsere Mennoniten immer mehr in Berührung kamen, berücksichtigen wir ferner die Bestechlichkeit der russischen Beamtenwelt, mit der die Mennoniten immer mehr zu tun bekamen, so haben wir eine weitere Erklärung des sittlichen Verfalls. Aber es waren keine hoffnungslosen Zustände. Die Gemeinden sahen ein, daß sie sich auf einer schiefen Ebene bewegten. In den Kirchen wurde das lautere Evangelium gepredigt; der Religionsunterricht in den Schulen bemühte sich, feste religiöse Ueberzeugungen ins junge empfängliche Herz zu pflanzen; Vater und Mutter bewachten die Schritte ihrer Kinder und warnten sie vor Sünde und Laster. Wir wußten, was recht und unrecht, was gut und böse ist, und unser Gewissen strafte uns, wenn wir eine unrechte Tat begangen hatte. Fragen religiös-sittlichen Charakters beschäftigten uns in unseren Zeitschriften; rohe Ausschreitungen der Jugend wurden von der öffentlichen Meinung mißbilligt, Verbrecher vom Gerichte bestraft. Wir waren uns bewußt, daß der Reichtum Pflichten auflegt, und suchten unser Streben nach irdischen Gütern durch Mildtätigkeit und gemeinnützige Unternehmungen abzuschwächen. Unsere Armen haben nie wirklichen Hunger leiden müssen; für unsere mittellosen Alten wurde ein Altenheim gegründet; für unsere Geisteskranken richteten wir eine Heilanstalt ein; für unsere Kranken sorgten wir durch Anstellung tüchtiger Aerzte und Einrichtung von Krankenhäusern; unsere Waisen wurfen wurden im eigenen Waisenhause oder bei guten Leuten untergebracht; Waisenkassen, gegenseitige Brandversicherung, eine weitgehende soziale Fürsorge für die Landlosen, unser Schulwesen und sonstigen Bildungsbestrebungen, — alles das legt Zeugnis ab, daß in energischer zielbewußter Arbeit gegen die Schäden der Gesellschaft gestrebt wurde.

Von alledem ist in der Gegenwart fast nur die Erinnerung geblieben. Wir haben keine Zeitung mehr, in der wir unsere Nöte und Bestrebungen zur Sprache bringen könnten; unsere öffentliche Meinung wagt sich kaum aus ihrem Versteck hervor; es gibt unter uns nicht mehr Reiche, die Mildtätigkeit üben können: wir sind alle arm geworden und haben kein Herz mehr für den notleidenden Bruder; unser Altenheim und unsere Krankenhäuser gehören nicht mehr uns; unser Waisenhaus untersteht der strengen Regierungskontrolle; unsere Waisenkasse und gegenseitige Brandversicherung funktionieren schon längst nicht mehr; unsere Landlosen hat die Regierung mit Land versorgt. Und unser Schulwesen! Davon jedoch etwas ausführlicher.

Vor dem großen Weltkriege hatte das Schulwesen der rußländischen Mennoniten einen erfreulichen Aufschwung bekommen. Für Schulen haben unsere Vorfahren von jeher Sorge getragen; es hat wohl seit der Zeit der Ansiedlung kein Mennonitendorf ohne Elementarschule gegeben, und Analphabeten waren in der letzten Zeit unter den rußländischen Mennoniten schwer zu finden. Auch gingen die Bildungsbestrebungen der Mennoniten schon lange Zeit über die Kenntnisse und Fertigkeiten der Elementarschule hinaus. Das beweisen uns die cirka siebzig Jahre bestehenden Centralschulen von Ohrloff, Chortitza und Halbstadt, die vielen neuentstandenen Centralschulen, die einen weiteren drei- bis vierjährigen Aufbau des fünf- bis sechsjährigen Elementarkursus darstellen; das beweisen die Kommerzschule in Halbstadt, die vielen Fortbildungskurse und Abendschulen für Erwachsene an den Dorfschulen; davon zeugen die zwei mennonitischen Zeitschriften, die in tausenden Exemplaren Absatz fanden, die Jugendvereine, Bibliotheken, Lese- und Musikkränzchen u. dgl. m. In der Ukraina (mit Einschluß des Dongebiets und des Kaukasus) lebten vor dem Kriege rund 60 000 Mennoniten. Sie hatten cirka 177 Elementarschulen mit 223 Lehrkräften und 8375 Lernenden, ferner 11 Centralschulen für Knaben und 4 Mädchenschulen mit cirka 60 Lehrkräften und 1100 Lernenden. Das macht auf je 339 Mennoniten eine Elementarschule und auf je 4000 eine Centralschule (die Mädchenschulen mitgerechnet); auf je eine Lehrkraft kamen 35,5 Lernende. Und alle diese Schulen wurden von den Mennoniten selbst unterhalten. Fast alle Lehrkräfte waren Mennoniten, die zum Teil eine spezielle Vorbildung in den russischen Lehrerinstituten und den mennonitischen Lehrerbildungsanstalten, den pädagogischen Klassen bei den Centralschulen, erhalten, zum Teil durch Selbststudium die notwendige Qualifikation sich erworben hatten. Es fehlte auf nicht an Lehrern mit Hochschulbildung. Alle Schulen waren mit den notwendigsten Lehrhilfsmitteln versehen ;einige, z. B. die Halbstädter Kommerzschule, konnten diesbezüglich als mustergültig gelten; die Räumlichkeiten entsprachen meistenteils den Anforderungen

der Schulhygiene und der Pädagogik. Aus den Lehrern setzte sich ein großes Kontingent der Prediger zusammen; doch haben auch manche unserer Prediger ihre Ausbildung in speziellen Predigerinstituten des Auslands bekommen. Schon lange Zeit wurde die Frage über die Gründung eines besonderen Predigerseminars ventiliert, und in der letzten Zeit schien die Frage Fleisch u. Blut annehmen zu wollen.

Wie stehts nun gegenwärtig mit unserm Schulwesen? Die Halbstädter Kommerzschule ist eingegangen, nachdem sie die letzten Jahre unter der Firma einer politisch-ökonomischen Schule schwer um ihre Existenz gerungen hatte. Von zwei Lehrerbildungsanstalten ist die Halbstädter geschlossen und die Chortitzer fristet ein kümmerliches Dasein. Alle Mädchenschulen sind eingegangen, weil die Regierung keine Trennung der Geschlechter zuläßt; die meisten Centralschulen fristen kaum ihr Leben. Obzwar sie für beide Geschlechter zugänglich sind, sinkt die Anzahl der Lernenden mit erschreckender Geschwindigkeit. Eine der ältesten mennonitischen Centralschulen zählt in diesem Jahre 62 Knaben und Mädchen, während sie früher cirka 200 Schüler und die benachbarte Mädchenschule cirka 100 Schülerinnen aufweisen konnten. Ein Teil der Lehrkräfte, die an den Centralschulen wirkten, hat den Lehrerberuf aufgegeben, weil sie als Prediger nicht in der Schule geduldet wird; manche sind weggestorben, die übriggebliebenen haben ein so kärgliches Einkommen, daß wohl die meisten von ihnen den Lehrerberuf an den Nagel hängen würden, wenn sich ihnen eine lohnende Existenzmöglichkeit bieten sollte. In der ersten Zeit des Kriegskommunismus hatte der Staat die Unterhaltung unserer Schulen und die Löhnung der Lehrer übernommen; hätten die Lehrer nicht eigene Mittel gehabt und Unterstützung von den Gemeinden bekommen, so wären sie totgehungert. Jetzt, da der Staat zu einer „neuen Wirtschaftspolitik“ übergegangen ist, ist die Unterstützung der Schulen u. Lehrer wieder Aufgabe der Gemeinden geworden. Die Beschickung der Centralschulen ist für einen Auswärts wohnenden wegen der schweren wirtschaftlichen Lage fast unmöglich; deshalb auch haben die meisten Gemeinden, die zu einem Centralschulrayon gehörten, diese Schulen fallen gelassen, und die Unterhaltungskosten bringt die Ortsgemeinde auf oder, richtiger gesagt, die Eltern der Lernenden. Die Notwendigkeit einer Elementarbildung jedoch wird noch von allen eingesehen, und deshalb ist die Lage der Elementarlehrer etwas besser. Doch auch sie bekommen durchweg von den Gemeinden keinen genügenden Gehalt, um ohne wirtschaftliche Sorgen nur der Schule leben zu können. Bei manchen Lehrern wäre es schwer zu entscheiden, ob die Arbeit in der Schule ihre Hauptbeschäftigung ist oder die Arbeit in der Wirtschaft und auf dem Felde. Im Frühling bemühte sich mancher Lehrer, mit Hilfe guter Freunde einige Desjatinen Landes zu bestellen, im Sommer ist er von früh bis spät auf dem Felde und der Dreschtenne beschäftigt, und auch im Herbste gibts wegen der Wirtschaft vielfach Schulversäumnisse; sogar im Winter ist mancher Lehrer fast mehr in der Wirtschaft beschäftigt als in der Schule: er muß das Vieh im Stalle besorgen, Holz spalten, Ofen heizen, Schule bereinigen u.a.m.

Man kann sich vorstellen, daß bei solchen drückenden Nahrungssorgen die Arbeit in der Schule nicht besonders prosperieren kann trotz Anwendung des Arbeitsprinzips, trotz Selbstverwaltung und Selbstbedienung der Schüler. Es sind dieses Neueinführungen der Schulobrigkeit, die eine neue Schule auf moderner Grundlage schaffen will und dabei selbst noch vielfach im Dunkeln tappt. Fast alles, was früher nützlich und notwendig erschien, soll entfernt werden. Die religiöse Erziehung darf in der Schule keinen Platz haben; eine Schulzucht ist vom Uebel, da der Schüler alles selbst erfahren und erforschen soll und der Lehrer nur da ist, um gelegentlich seine Wißbegier zu stillen; Tischlerei und Schmiedearbeiten, Sattlerei und Feldarbeiten, Modellier- und Malkunst, Tanz und Musik — das sind — nicht die Hauptgegenstände des Unterrichtes, sondern die Hauptbeschäftigungen, in denen sich der Schüler nach Möglichkeit selbständig ausbilden soll. Man möge mich nicht so verstehen, als ob ich der Verbalschule das Wort reden wolle. Nein, ich bin durchaus ein Anhänger des Arbeitsunterrichts und der Selbstregierung der Schüler, doch nur in gewissen Grenzen und wenn die notwendigen Voraussetzungen da sind. Nun sind aber diese Forderungen für unsere Lehrer eine terra incognita; hilflos stehen sie ihnen gegenüber, weil nichts da ist und nichts angeschafft werden kann, um der Schule einigermaßen den Charakter einer Arbeitsschule zu geben. Die Resultate dieser Bestrebungen und Forderungen sind denn auch rein negativer Art; die Lehrer haben wohl überall weitere Versuche in dieser Richtung fallen gelassen und unterrichten in alter Weise fort, so gut sie es eben verstehen und können. Doch ist auch ein solcher Unterricht außerordentlich erschwert. Es fehlt in erster Linie an Leitfäden für die Schüler. Unsere Schulen sind nationalisiert, und die Unterrichtssprache ist die deutsche, doch ist es unmöglich, deutsche Schulbücher anzuschaffen. Es fehlt weiter an den notwendigsten Schreibutensilien: an Heften, Papier, Tinte, Stahlfedern, Schiefertafeln, Kreide. Auch der Lehrer kann häufig sich nicht diese Sachen anschaffen. Die Schulbänke, Wandtafeln, Fußböden, das ganze Gebäude werden nicht repariert, wenn sie schadhaft geworden sind, unbrauchbares Schulmöbel kann nicht durch neues ersetzt werden. Es sind Zustände, die einem Schulfreunde das Herz krampfhaft zusammenziehen. Und doch kann es noch schlimmer werden. Wenn auch unsere zweite Lehrerbildungsanstalt eingehen sollte, was sehr wahrscheinlich ist, so würde sich augenblicklich ein Lehrermangel einstellen. Jährlich werden in unsern Kolonien wohl bei 8 Lehrerstellen vakant. Wenn nun unsere beiden Lehrerbildungsanstalten nicht mehr funktionieren sollten, so würde das eine Schließung oder Lahmlegung von acht Elementarschulen pro Jahr bedeuten. Man wird sich vielleicht mit minderwertigen Lehrkräften behelfen wollen, falls die Schulbehörde dieses zulassen sollte. Angesichts solcher Gefahr sollten sich alle mennonitischen Gemeinden der Ukraina zusammentun, um mindestens eine Anstalt lebensfähig zu erhalten. Obs jedoch geschehen wird? Wer von den rußländischen Mennoniten sich nicht ganz von den Sorgen um das materielle Fortkommen gefangen nehmen läßt, wer einen Augenblick nachdenkend in das Arbeitsgebiet der Erziehung und des Unterrichts hineinblickt, der muß sich erschreckt fragen: „Wohin steuern wir?“

Mit schwerem Herzen gehe ich über zur Darstellung sittlich-religiöser Zustände, denn ich sehe gegenwärtig vieles schwarz in schwarz. Die sittlichen Maßstäbe, die ich an unser Gemeinschaftsleben anlegen möchte und als gegebene Werturteile betrachte, sind die Ideen des Rechts, des Wohlwollens und des sittlichen Fortschritts. An ihnen will ich versuchen, mich in den sittlich-religiösen Zuständen der ukrainischen Mennoniten zu orientieren.

Die Rechtsidee mit ihrer Forderung bestimmter Schranken im Wechselverkehr der Menschen basierte bei den Mennoniten auf dem Ausspruch Christi: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch; das ist das Gesetz und die Propheten.“ Damit soll das Zusammenstimmen der Menschen erreicht und die persönliche Freiheit garantiert werden. Und das Verbot des Stehlens und des „Sich nicht gelüstenlassens“ sichert den Schutz des Besitzes. Der Krieg und die folgende Revolution jedoch wollten diese Anschauungen über den Haufen stürzen und haben es zum Teil auch erreicht. Während des Weltkrieges mußten die Mennoniten inne werden, daß sie in keinem Rechtsstaate leben: ohne eigenes Verschulden wurden sie der bürgerlichen Rechte enthoben; ihre persönliche Freiheit wurde mit Füßen getreten; ihr Eigentum sollte ihnen weggenommen werden. Die Revolution, die einen wirklichen Rechtsstaat einführen sollte, brachte ihnen Mord und Raub. Sie klammerten sich an die Idee des Rechts, als sie dem Prinzip der Wehrlosigkeit untreu wurden; sie erwarteten die Herstellung der Rechtsidee von dieser und jener Partei: sie konnten die Idee nicht retten und mußten eine Partei anerkennen, die auf ihrer Fahne eine völlige Umwertung früherer Werte geschrieben hat. Ihr Rechtsgefühl geriet in Schwanken; ihre Rechtsbegriffe wurden locker, und sie fragten sich wohl zuletzt mit tiefer Resignation, wie einst Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ Der geschwächte Willen aber unterlag leicht im Kampfe mit den Versuchungen, die an sie

(Fortsetzung auf Seite 11.)

Nachrichten aus Rußland.

Etwas über Rußlands Glaubensfreiheit.

* * *

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Haufen verschiedener Korrespondenz aus Amerika. Unter dieser Korrespondenz waren auch einige Nummern „Vorwärts“. In einer dieser Nummern fand ich eine Bemerkung des Senators Bruton Wheeler von Montana, welche dieser hohe Herr gemacht haben soll in Verbindung mit seiner Rußlandreise, und nach welcher, er, Mr. Wheeler, **in Moskau nichts von antireligiösen Bestrebungen der Sowjetregierung hat merken können.“** So etwas aus der Feder eines amerikanischen „Senators“ zu lesen, scheint mir, nachdem wir hier an Ort und Stelle mit all den „Segnungen des Bolschewismußes“ überhäuft sind, wirklich etwas mehr zu sein, denn nur „ridiculos“.

Höchst wahrscheinlich lebte der hohe Herr nur einige Wochen in Rußland und diese brachte er zu im feinsten Hotel Moskaus, welches, wie ich von vielen meiner Freunde, die dort gewesen sind, erfahren habe, speziell für **„foreigners“** eingerichtet worden ist. Auch hat Mr. Wheeler ohne allen Zweifel seinen „treuen“ Dolmetscher aus dem G. P. U. erhalten, wie dieses der Fall ist mit allen ausländischen Gästen, die in dieser Zeit Rußland besuchen. Diese Dolmetscher sind fast ausschließlich Juden aus New York, downtown, und lügen solchen Gästen die Taschen voll, wie es ihnen von den höheren Sowjet-Aristokraten aus dem Kremel vorgeschrieben wird. Diese Methode wird in ganz Rußland angewandt um den foreigners, die Rußland bereisen, und wahrscheinlich noch etwas erfahren wollen von dem richtigen Stand der Dinge, die Augen nach Herzenslust auszuwischen. Ohne Zweifel ist diesem communistischen Trick auch Senator Wheeler nicht entgangen, sonst könnte er unmöglich so einen Blödsinn schreiben.

Wenn solche hohen Gäste aus den foreign countries mehr selbständig und absolut unabhängig von der Communistischen Bevormundung die gegenwärtigen Verhältnisse in Bezug der Glaubensfreiheit in Rußland untersuchen möchten, dann würde die Welt schauderhafte Bilder aus der Feder solcher „foreigners“ zu lesen bekommen, welche aber auf diese Weise tot geschwiegen werden. Ja, dann würden alle „foreign countries“ sich mit einem starken Protest gegen die „Sowjets“ richten und die sofortige Freilassung aller um ihres Glaubens willen in Kerker, oder finsterer Kellerzelle schmachtenden verlangen. Ich wünschte, diese Gäste wären nach Blagowetshensk gekommen, hier hätten sie reichlich genug **„von antireligiösen Bestrebungen der Sowjetregierung“** sehen können. Hier könnten sie auf offener Straße sehen und hören, wie die **„Glaubensfreiheit von den Communisten“** gehandhabt wird. Und doch sind alle bitteren Erfahrungen, welche hier in Bezug der **„Communistischen Glaubensfreiheit“** gemacht werden nur ansetzende Knospen im Vergleich zu den **„duftenden Blumen“** und der **„reifen Früchte“**, wie sie in Central Rußland bei den Tausenden gemacht werden.

Die ersten dieser „Knospen“ zeigten sich hier im fernen Osten Sibiriens erst nachdem die Fernöstliche Republic für aufgehoben erklärt worden war und dieses ganze Terrain sich wieder mit Central Rußland vereinigt hatte. Man gestatte mir, dieser **„wunderbaren Communistischen Glaubensfreiheit“** etwas näher in die Augen zu schauen.

1. Halten wir zuerst eine kurze Umschau in der Amour Province.

Seitdem die Sowjetregierung hier im fernen Osten Sibiriens existiert, sind fast alle Public-Teachers, Glieder unserer Gemeinschaft, ihres Dienstes enthoben worden, einzig und allein, weil sie Glieder einer an Gott glaubenden Gemeinschaft waren. Am 17ten Januar d.J. wurde aus der Jugendbibliothek der Baptisten Gemeinde zu Blagov sämtliche Literatur im Werte von cir. 1700 Goldrubel, als kontrevolutionäre Schriften gestempelt und confisziert. Diese Literatur bestand ausschließlich aus Gesangbüchern, Wandsprüchen, religiösen Traktaten und monatlichen Journalen, wie der „Blagovestnik“ (Blagovestnik aus Vladiwostok), der „Sejatelj istine“ (The Sower of Truth, aus Hartford, Conn.) und der „Golos Christianskoj molodeshi“ (The Voice of the Christian Youth, aus Blagov.) Dieses letzte Journal wurde von mir redigiert und in Blagov von der „Baptist Young People's Society“ herausgegeben. Mit der Confiscation dieser Schriften wurde gleichzeitig auch jegliche Verbreitung oder Weiterausgabe derselben verboten. Am selbigen Tage wurde auch unser Bibelkursus auseinander gejagt, wobei ein Bruder arretiert wurde. Ueber zwei Monate nahm es mir, ehe ich die Erlaubnis, die wöchentliche S. Schullektionen ohne jegliche Erklärungen oder Bemerkungen oder Bemerkungen drucken zu dürfen, erhielt, und wie waren wir erstaunt, als wir auf dem Original mit roter Tinte geschrieben **„Rasreschajetsja petschatatj i rasprostranjitj sto eksemlj,“** (Permitted to print an to sell one hundred copys) lasen, da wir aber cir. 2500 Exem. brauchten?!

Im Dorfe Kuropatkina, cir. 30 Werst von Blagovestschensk, wurde Anfang Mai d.J. die Baptisten Gemeinde aus ihrer eigenen Kapelle, welche erst letzten Spätsommer erbaut und im Februar d.J. eingeweiht wurde, getrieben, weil selbiges Gebäude den Comsomolzen d.h. „The Communistic Young People's Society“ für deren Tanzabende benötigt war. In den Gemeinden überhaupt sind alle geschäftlichen Gemeindestunden untersagt, während S. Schulen und Jugendvereine als kontrerevolutionäre Unterhaltungen gestempelt, bei harter Strafe strengstens verboten sind. Auch ist jeglicher Import von Bibeln aus dem Ausland, wie auch deren Weiterbeförderung per Post oder R. Road an irgend eine Adresse in Rußland streng verboten.

Außer all diesem sitzen zur Zeit der Bischof von Blagov. und cir. 40 Priester im Gefängnis, weil sie es nicht mit der sogenannten „Living Church“ mitmachen wollen, doch hierüber später. In demselben Gefängnis schmachten auch, schon über 6 Monate der Freiheit beraubt, 5 Baptisten Brüder. Wenn dieses **„Glaubensfreiheit“** ist, dann —. Doch ist oben Berichtetes nur ein kleiner Teil von dem, was wir mitteilen könnten aus der Amour Province. Doch genug, laß mich auch noch **etwas von der „Communistischen Glaubensfreiheit“** aus andern Provinzen mitteilen.

2. Provinz Priamourskaya.

In der Hauptstadt dieser Provinz Habarovsk, wurde letzten Herbst unsere Gemeinde aus ihrem auf ein Jahr gemieteten und im Voraus bezahlten Lokal getrieben, weil selbiges auch die Comsomolzen für ihre Zwecke nötig hatten. S. Schule und Jugendvereine sind in allen Gemeinden unseres Bekenntnisses gegenwärtig in obiger Provinz von der G. P. U. (Reichs-Regierung Abteilung), aufgehoben und streng verboten. Versammlungen dürfen nur in Privathäusern abgehalten werden, mit der Bedingung, daß selbige jedesmal gemeldet werden, auch müssen die Brüder hin und wieder ausführliche Koncepte ihrer Predigten ehe solche gehalten werden, der G. P. U. zur Durchsicht vorlegen. Zu den Versammlungen dürfen nur Glieder der Gemeinschaft zugelassen werden, wovon aber sämtliche Jugend unter 18 Jahren streng fern zu halten ist. Auch ist in allen Gemeinden der Priamourskaya Provinz sämtliche Literatur, und nicht nur die aus der Jugendbibliothek, wie dieses in Blagov. der Fall ist, sondern auch aus den Quartieren der Geschwister einschließlich Bibeln, Amerikanischer Ausgabe, und Gesangbücher von der G. P. U. confisciert worden.

Außer all diesem muß ich noch erwähnen, daß unser Br. J. N. Kanehin, Prediger der Baptisten Gemeinde in Habarovsk schon seit November 1922 in Untersuchungshaft gestellt ist, ohne daß man ihm irgend welche Anklage oder Beschuldigung angibt. Auch sitzen im Gefängnis zu Habarovsk cir. 20 Priester, die ihrer Freiheit beraubt sind, weil sie es nicht mit der „Living Church“ mit machen können oder wollen. Damit diese Priester es nicht all zu einsam haben, hat man ihnen einige unserer Baptisten-Brüder zur Gesellschaft zugetan. Dann nennt man **„Glaubensfreiheit“!**

3. Provinz Zabaikalskaya.

Im Mai ds. Jrs. besuchte ich unsere Gemeinden in Tschita und Umgebung. Während meines Aufenthaltes in Tschita (dieses ist die Hauptstadt der Zabaikalskaya Provinz und zugleich auch der Sitz des Fernöstlichen Revolutionären Komitees), wurde der Bischof und 15 Priester jener Stadt arretiert, auch nur, weil sie es nicht mit der „Living Church“, deren Instruktor gerade dorthin gekommen war

und nun **„lebendige Neuigkeiten"** einführen wollte, mitmachen konnten. Unsere Baptisten Gemeinde dort ist auch ihres Versammlungslokals, welches sie auf mehrere Jahre gerentet, gut remontiert und fein eingerichtet hatte, von den Comsomolzen beraubt worden. Alle Versuche, dieses Lokal zu bekommen, scheiterten an der G. P. U. Der Gemeinde wurde höchst unfreundlich gesagt, daß sie sich zufrieden geben solle, andernfalls könne es auch noch „Leichenbegängnisse" geben. Die S. Schule ist dort auch aufgehoben und alle Literatur aus der Jugendbibliothek confisciert worden usw. usw.

Im großen und ganzen werden gegenwärtig hier im Fernen Osten alle Gemeinden und Gemeinschaften hart drangsaliert, doch besonders schwer wird dieses von den kleineren Häuflein gläubiger Kinder Gottes empfunden. Jedes Häuflein von nicht weniger denn 10 Gliedern ist verpflichtet, sich registrieren zu lassen. Zu diesem Zweck hat die Regierung eine besondere by-law herausgegeben, auf Grund welcher die Registration zu vollziehen ist. Diese by-law widerspricht nun aber nicht nur unserm Glaubensbekenntnis, sondern auch unseren Prinzipien und kostet außerdem nicht weniger denn 112 Gold Rubel, **was natürlich nicht eine einzige der kleineren Gemeindlein aufbringen kann.** So eine Registration gewährt nun aber absolut keinen Schutz vor Willkür oder Gewaltakten, auch genießen die Glieder solcher „Communistisch-Einkorporierten Gemeinde" keine Rechte noch Privilegien. Es ist dieses, um die letzten Groschen aus dem armen Volke rauszupressen. Wo nun aber keine 10 Glieder eines Bekenntnisses sind, da sind alle Versammlungen strengstens untersagt. Auch Konferenzen und sonstige Gemeinschafts-Zusammenkünfte, wie Bibelkurse, S. Schul Conventionen, Sängervereinigungen usw. sind im Communistischen Sowjet Paradiese" durchaus nicht „customary".

4. Laß mich auch noch etwas über das Schulwesen im allgemeinen sagen.

Das gegenwärtige Schlagwort der Communisten Rußlands ist: **„Die Götter der Erde sind gestürzt, laßt uns jetzt auch noch den Gott des Himmels stürzen und dann können wir ungestört unser Leben einrichten, wie es uns gefällt".** Mit diesem Schlagwort ist nicht nur der bitterste Krieg jeglicher Religion erklärt, sondern damit ist auch der Willkür der Comsomolzen weit Tür und Tor geöffnet. Um Gott und sein Wort gänzlich aus der Welt zu schaffen, wird in den „Kindergärten" und bei der first Grade angefangen. Alles was Gott, sein Wort, Himmel, Christus, Abendmahl, Ewigkeit, Hölle, Priester, Prediger usw. betrifft, wird diesen Kindern auf die schauderhafteste Art und Weise lächerlich gemacht. Bei dieser teuflischen Arbeit schenen die frechen „Weltverbesserer" keine Methoden, auch schämen sie sich keiner profanen Ausdrücke, um die zarten Kinder gegen alles was einst wert, teuer und heilig war, zu beeinflussen, sie aber auch gegen ihre Eltern, welche immer noch an dem alten „Zaubergift der Religion" festhalten, aufzustacheln. Gestraft dürfen solche kleine, durch so eine Erziehung frech gewordene Kerle nicht, und so kommt es, daß das Leben tausender Eltern im eigenen Familienkreis unerträglich geworden ist. Diese von den sogenannten **„Kultproswets"**, d.h. „Wissenschaftliche Kultur Erleuchtungs Anstalten", also „erleuchteten" Buben und Mädchen sind nicht nur eine Schande, sondern auch eine richtige Pest für die Gesamtbevölkerung geworden.

„Evolution" ist das nächste Schlagwort, welches sich schon recht breit in Schule und auf offener Straße kund tut. Eine der Hauptursachen ist, daß man das „gemischte Schulsystem" eingeführt hat. Da wo früher Knaben und Mädchen in separaten Gebäuden unterrichtet wurden, sitzen sie jetzt nebeneinander und „evolutionieren". Hier werden die schändlichsten und haarsträubendsten Untugenden von den größeren und „Erleuchteten" verübt, während die kleineren herumstehen und lachen. Oft kann man auch sehen, wie Comsomolzen, welche fast ausschließlich Regierungsposten bekleiden, solchen Scenen beiwohnen und sich ihres verderbenbringenden Einflusses und Erfolges nach Herzenslust erfreuen. Auch die Gesänge in der Schule wirken wie Gift auf das Gemüt des Kindes, sind solche doch ausschließlich revolutionärer und gottesleugnerischer Art. All dieses und tausende andere Dinge im russ. Volksschulwesen erklären das eine Ziel der Communisten — **den Glauben an Gott und Ewigkeit mit Stumpf und Stiel aus dem Herzen der russ. Volksseele raus zu reißen.**

But the worst of all ist, daß niemand es wagen darf, gegen diese Greuel und Corruption seine Stimme, weder mündlich noch schriftlich zu erheben, falls er nicht auf Regierungskosten ins Basement der G. P. U. befördert werden will. Dieses ist die Institution, in welcher die eiserne Knute und der große hölzerne Schläger reichlich ausgeteilt werden und von wo selten jemand lebendig wieder rauskommt. Dieses ist der Schrecken des Volkes und wurde früher nach den vordersten russ. Buchstaben, kurz WTschK (Tscheka) genannt: „wek tscheloweka korotok", d. bedeutet: **„The life of men ist short."** Jetzt ist diese Institution reorganisiert und wird kurz G. P. U. genannt, vom Volk wird sie aber gelesen: „Grashdanin pora umiratj", d. bedeutet **„Gentlemen it is time to die".** Diese Benennungen sind 100% wahr. Diese Institution ist ein Reich für sich allein, welches mit der höchsten Macht- und Gewalt-Befugnis ausgestattet ist. Alles was diese Institution tut, ist recht und gesetzgemäß, und doch findet man kaum einen einzigen unter allen Angestellten in demselben, der über 30 Jahre wäre oder nicht eine dunkle verbrecherische Vergangenheit hinter sich hätte. Meistens sind es Lotterbuben von 18 bis 22 Jahren, die ihrer bösen Taten wegen hinter Schloß und Riegel sitzen sollten, nun regieren sie aber ein großes Volk. Hier bestätigt sich im buchstäblichen Sinn Jesajas 3, 4. 5.

Natürlich merken die foreigners in dem first class up to-date Hotel in Moskwa nichts von all diesen „Delikatessen" der russ. „Glaubensfreiheit", sonst würden sie anders über die Sowjetregierung denken, sprechen und auch schreiben.

5. Zum Schluß gestatte man mir noch ein kurzes Wort über die „Living Church" zu sagen. Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß die leitende Russische Communistische Partei, kurz R. K. P. genannt, zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß mit der „schwarzen Masse", wie das Volk von dieser Partei genannt wird, ohne Religion nichts anzufangen ist. Zurück zu der Orthodoxie zu gehen, schämt man sich, und so sind diese **„Weltverbesserer"** sich denn einig geworden, eine neue Staatskirche zu bilden, welcher man den Namen „Living Church - **Schiwaja zerkow"** — gegeben hat. Die Vertreter dieser neuen Staatskirche erfreuen sich aller Rechte, Privilegien und Machtbefugnisse, welcher sich einst die Priester der Orthodoxie erfreuten. Alles was in dieser Kirche „lebendig" geworden ist, besteht in der neuen Verbindung zwischen Staat und Kirche, wodurch den Priestern derselben wieder die Möglichkeit geworden ist, an dem politischen und bürgerlichen Regierungs-Apparat mitzuwirken. Man hat wohl auch einige alte Dogmen und Rituale geändert, doch dem geistlichen Leben des russ. Volkes ist dadurch nicht um ein Haarbreit geholfen worden. Mit einem Wort, these new „Principalities" have but shiftet their outward clothing, but inwardly they have remained to be the old revoving wolves. Diese Verbindung erklärt sich leicht aus der Tatsache, daß die die G. P. U., **die Seele der R. K. P.** das Vorgehen der „Living Church" kräftig unterstützt, um die klaffende Kluft, welche zwischen dem Volke und der Regierung durch allerlei Gewaltatten entstanden ist, zu überbrücken. Dieser neuen Bewegung sind auch wir als Canadische Bürger und unseres Erfolges in der Evangelisationsarbeit wegen zum Opfer gefallen. Auf Angehen der Vertreter der „Living Church" werden alle Priester und Prediger, die nicht mit ihnen gehen, arretiert, während man mir die Visa verweigerte, welche nötig ist, um in Rußland zu leben. Wie es sich nachher herausgestellt hat, hatte die G. P. U. für mich einen andern Weg bereitet, doch der treue Bundesgott, der uns anno 1919, als wir in seinem Namen die Reise nach Sibirien antraten, Verheißungen, wie Genes., 28, 15; Jer. 39, 16—19; Jes. 41, 14 gab, ist uns auch dieses Mal wieder gnädig gewesen nach seiner großen Barmherzigkeit.

Entschuldigt, daß mein Schreiben wieder viel länger geworden ist als es eigentlich sollte; aber solche tendenziösen Lügen über die Sowjetsche **„Glaubensfreiheit,"** wie Senator Wheeler sie in aller Herren Länder ausposaunt hat, machen mir das Blut wallen. Ich könnte noch sehr viel über die religiösen Angelegenhei-

ten aus dieser Ecke erzählen; und wollte ich, wenn auch nur ein etwas über die ökonomische, finanzielle und allgemein-bürgerliche Politik der Communisten berichten, wie selbige hier im Leben verwirklich werden und was über all diesem der gewöhnliche Bauer und Arbeiter denkt, fühlt und hofft, — das gäbe große Bände. Viel, ja sehr viel ließe sich über all dieses schreiben, denn bleibt doch die Praxis so ungeheuer weit hinter der Theorie zurück, wie selbige hier von den „Lügenpropagandisten" auf den meetings laut ausgeschrieen wird.

Zum Schluß möchte ich nur noch so viel sagen: Gott bewahre alle Völker der Erde vor solcher Regierung, wie sie zur Zeit Rußland hat, in Sonderheit sei er aber Uncle Sam gnädig, dessen einige Senatoren und sonst vom Volk mit Vertrauens-Aemtern betraute Männer mit dem Communistischen-Bolschewismus spielen, damit derselbe sich nicht bitter hart am amerikanischen Volke rächen möchte. Eine schauderhaftere Tragödie, wie der Communismus in Amerika kann ich mir nicht vorstellen. Die unausbleiblichen Folgen derselben sind in Deuter. 28, 50—61; Jer. 9, 21; 14, 18—19; Klag. Jer. 2, 11—22; Jes. 3, 4—5; 15, 3 — genau beschrieben, und werden sich ohne allen Zweifel auch in Uncle Sam's Gauen einstellen, wie wir Gelegenheit gehabt haben, selbige hier nun vier Jahre lang zu sehen und zu empfinden.

Alle Leser herzlich grüßend

J. J. Wiens, (Missionar).

* * * * *

Geschwister Gerhard Regehr, mit Familie, Kronstal, Süd-Rußland sind auf dem Wege von Riga nach Antwerpen, um weiter mit der Red Star Linie nach New York zu fahren. Der Herr gebe Sein Geleit und Segen.

* * * * * *

Brief aus Rußland.

Moskau, 10. Juli 1923. Teure Missionsgeschwister in Chicago und alle werten Leser! Gottes reichen Segen zum Gruß! Als wir anfangs November v. J. nach Rußland kamen mit der Absicht, bis zur nächsten Ernte hier zu bleiben, schien uns das eine lange Zeit zu sein, denn da war ja doch der ganze Winter und fast der ganze Sommer vor uns; aber auch diese Zeit ist abgelaufen. Weil nun unsere Arbeit auf unserem Arbeitsfelde getan, und wir unsere Reise beginnen, so bringen wir mit diesem Schreiben einige

Abschiedsgedanken.

Es war eine gnädige Führung, daß Gott uns hier her geführt hat. Wir haben viel Not und Elend gesehen; haben aber auch manche Not lindern und stillen dürfen. Wir waren ja auch dazu hergekommen und haben ausgiebigen Gebrauch von allen Gelegenheiten und Hilfsquellen gemacht. Es war uns keine Mühe zu groß und keine Arbeit zu gering; denn wir waren ja gekommen unseren Glaubensgenossen und Mitmenschen zu helfen. Obzwar uns auch bittere Erfahrungen nicht erspart geblieben sind und wir oft von früh morgens bis spät abends die verschiedensten Bittegesuchgäste vor unserer Haus- und Officetür hatten, so haben wir doch nach Kräften versucht ohne Ansehen der Person in stiller und zarter Weise mit Güte und Freundlichkeit soviel als möglich einem jeden mit einer kleinen Gabe oder mit Rat entgegen zu kommen. Wir haben stets versucht uns hinein zu versetzen in die traurige Lage unserer Mitmenschen, die durch soviel Not und Trübsal durch innere und äußere Bedrängnisse gegangen sind.

Dieses alles durften wir treu durch die **Hilfsquellen der Amerikanischen Geber**, die es uns möglich gemacht haben mit ihren regulären Gaben, welche nicht nur in Pfunden oder Puden, oder Wagenladungen, sondern in Eisenbahnwaggonladungen hier eintrafen. Außerdem kamen noch die sehr vielen Lebensmittelpakete, welche man uns und auch den andern Amerikanischen Vertretern hier zur Verfügung schickte. Wie oft kam dann Sonnenschein in ein Haus, wo es dunkel war; wie oft wurde Trauer in Freude verwandelt! Nicht zu vergessen ist die Tatsache, daß wir recht viel erreichen und ausrichten konnten durch die vielen Bargeld-Spenden, welche uns zugesandt wurden. Mancher konnte sich dafür ein junges, kleines Schweinchen kaufen um endlich doch einmal an Wurst oder Schinkenfleisch zu denken. Manchen war es möglich sich eine Kuh oder sogar ein Pferdchen zu kaufen. Ein gewisser Bruder sagte uns, daß er sein Pferdchen so liebte, daß er es fest um den Hals drücken könnte, wenn er in den Stall käme, denn die Arbeit mit den Kühen hat die Geduld bei der Arbeit so erschöpft, daß man auf dem Felde sich hinknieen und um Geduld beten mußte. Auch diejenigen, welche nur einen Papierdollar erhielten, hatten in der Notschule rechnen gelernt und haben sich dafür Setzhühner mit Eier gekauft. Es glückte und man freut sich auf die schönen Küchlein, welche die Henne jetzt im Hofe herumführt.

Im Namen aller Empfänger drücken wir allen Gebern im Geiste die Hand und sagen Danke! Danke! Danke! Der Herr wird's vergelten und euch alle segnen mit dem Segen, welcher stets auf einer Wohltätigkeit ruht nach Jes. 58, 11.

Indem wir nun im Rückblick auf die traurige Existenz des Volkes zurückgewiesen haben, so möchten wir die Leser auch durch einen Einblick auf die Gegenwart hinweisen. Wie ganz anders ist es jetzt im Verhältnis zum vorigen Jahr indem die vollen

Garben auf dem Felde

in Reihe und Glied stehen. Der Herr hat den Brotkorb wieder herabgelassen und viele freuen sich ganz besonders in der Molotschna und in der Krim auf eine recht gute Roggen- und Winterweizenernte. Viele sind am Dreschen, einige wenige mit Dampfdreschmaschinen, wohl aber die meisten mit dem Dreschstein, den wir vor 50 Jahren in Rußland gut kennen gelernt haben. Zudem allen hat die AMR letzten Herbst mit den Traktoren einige Hundert Desjatin mit Roggen besät, welches ebenfalls eine schöne Ernte ergab zum Besten der Notleidenden im kommenden Winter. Außerdem hat der Herr die Produkte der amerikanischen Geber so gesegnet, daß die AMR noch etwas Vorrat hat.

In den letzten Sonntagen folgten wir den Einladungen einiger Gemeinden zu

Abschiedsfesten,

darunter Waldheim, Lichtfelde, Tiege, Rückenau und Halbstadt, wo jedesmal die umliegenden Dörfer durch Besuch und Prediger vertreten waren. Auf Einzelheiten dieser Feste werden wir schon nicht eingehen, weil uns gesagt wurde, daß jemand davon berichten wird. Wir möchten daher nur sagen, daß das Volk im allgemeinen uns besonders in den letzten Tagen und Wochen mit soviel Abschiedsgrüßen und Abschiedsküssen und bleibendem Segen überschüttet hat, daß wohl selbst der Zahn der Zeit nicht im Stande sein wird, solche Liebesbeweise aus unserem Gedächtnis zu entfernen. Wo man uns nicht persönlich erreichen konnte, da hat man's brieflich getan durch Prosa und Gedichte, und zwar in solchem Maße, daß wir wohl ganz entschieden ein Album mit mehr als hundert Seiten beschreiben könnten. Am letzten Abend wurden wir noch angenehm überrascht, als wir von Rückenau nach Hause kamen, indem die große Plattform der Treppe unseres Wohnhauses in der Abenddämmerung mit lieben Gästen und Geschwistern besetzt war. Bald darauf wurden wir inne, was das bedeuten sollte, nämlich: Es kam zunächst der Halbstädter Chor und lieferte unter den belaubten Bäumen im Hofe mehre rührende Abschieds-Lieder. Bald darauf kam auch der Tiegenhager-Chor 4 Werst zu Fuß gegangen und tat seine Pflicht. Dann sangen noch beide Chöre zusammen in harmonischer Weise, was nicht nur wohlklingend für das Ohr, sondern auch wohlklingend für die Seele war. Fast der ganze Hof war mit Menschen gefüllt. Als die Chöre sich entfernten, sangen sie während des Weggehens das Lied: „Befiehl du deine Wege". Es war ein himmlisches Echo unter den großen Bäumen des Hofes.

Am nächsten Morgen, welches unser letzter Morgen in Halbstadt war, kamen noch recht viele, darunter Prediger, Lehrer, das Wolost- und Dorfskomitee usw. zum letzten

Händedruck und Auf wiedersehen.

Um 10 Uhr vormittags setzte sich unser Auto in Bewegung. Mit der Bewegung des Autos bewegte sich natürlich auch unser weißer Panama Strohhut und auch die weißen Taschentücher der Zurückgebliebenen, bis wir fast durch das Dorf waren. Als wir auf der Prischibseite vom Berge noch einmal über das schöne Molotschnatal zurückblickten, schien es uns, als ob Menschen, Bäume und Dörfer uns das letzte Lebewohl zuriefen und uns Grüße zur Reise fürs Heilige Land zuwinkten. Diesmal führte uns der Weg nach Alexandrowsk über die Stadt Orechow, wo wir durch einen Auftrag von

Br. J. J. Harms, Hillsboro, durch eine Wohltätigkeitspflicht noch eine Familie mit einer Liebesgabe glücklich machen durften und zu unserer angenehmen Ueberraschung führte uns der Weg sogar auch über die alte Hutterische-Mennonitenansiedlung Kuschtschewa. Es sind daselbst noch etwa ein Dutzend von den alten typischen Häusern, welche noch aus jener Zeit von vor 50 Jahren da stehen. Wir erkundigten uns nach einem alten Mann, der 76 Jahre alt war, der erinnerte sich noch gut aus der Zeit der Mennoniten Brüder Gütergemeinden, die damals daselbst wohnten. Ein nettes Flüßchen, dessen Ufer an beiden Seiten mit Bäumen geziert sind, windet sich durch die Gegend, welche ebenfalls recht fruchtbar zu sein schien, indem wir recht viele Garben in der Umgebung sahen. In Alexandrowsk angekommen führte es das Schicksal, daß wir Gelegenheit hatten, den zweiten

Auswanderungszug nach Amerika

der Altmennoniten aus den Altkolonien Chortitza und Schönwiese, darunter auch Isaak J. Tschetter, auswandern zu sehen. (Isaak Tschetter ist schon bei Winkler, Man. Ed.) Ein seltsames und doch natürlich ganz interessantes Bild bot sich hier dem Auge. Eine Gruppe weinte Abschiedstränen, eine andere Gruppe sang Abschiedslieder, andere umarmten und küßten sich. Ein schriller Pfiff und der lange Zug setzte sich in Bewegung. Im großen ganzen konnte man nicht inne werden, welche trauriger waren, die Zurückgebliebenen oder die Auswandernden, welche Haus, Hof, Verwandte und Bekannte zurückließen.

Mit diesem kommen wir mit den Berichten vom Arbeitsfelde in Rußland zum Schluß. Wir werden heute von Moskau aus unsere Weiterreise über Polen, Deutschland, Frankreich, Schweiz und vielleicht Italien nach Palästina antreten und von Zeit zu Zeit von uns hören lassen. Unsere Berichte werden von nun an wohl somehr den Charakter eines Reiseberichtes haben. Zu dieser langen Reise bedürfen wir besonders Gesundheit und Gottes Gnade. Wir empfehlen uns daher Eurer Fürbitte.

D. M. u. Barbara Hofer.
— Wahrheitsfreund.

* * * * *

Schachower Ortskomitee der AMR
18. Dezember 1922.

An den Vertreter der AMR in Alexandrowsk.

Sehr geehrter Herr, —

Ehe dieses Jahr zu Ende geht, möchten wir uns der Amerikanischen Mennonitischen Hilfe gegenüber der großen Dankschuld erledigen, für die christliche Weitherzigkeit und Güte, nach der Sie ohne Unterschied der Nation und Confession den Hungernden entgegenkommt. Schachowo ist eine von den zwei luther. Kolonien, die zu der sonst nur aus mennonitischen Dörfern bestehenden deutschen Wolost gehören, und es gereichte uns zu großem Troste, als die den Mennoniten von ihren amerikanischen Glaubensgenossen dargereichte Bruderhand sich auch uns hilfreich entgegenstreckte; denn auch bei uns hätten manche ohne diese Hilfe im Kampf mit dem Hunger unterliegen müssen. Und auch jetzt noch gibt es bei uns Haushaltungen, besonders Witwenhäuser, die nur dank Ihrer Hilfe nicht zu darben haben. Deshalb fühlen wir uns noch zu besonderem Dank verpflichtet, daß Sie auch in Zukunft mit Ihrer Hilfe bei uns bleiben wollen. — Tausend Dank und ein herzliches Vergelts Gott rufen wir Ihnen im Namen der Speisenden und der ganzen Schachower Gemeinde am Schluße dieses für uns so schweren, durch Ihre Hilfe und Gottes Gnade aber doch glücklich überstandenen Jahres zu, und unsere aufrichtigsten Segenswünsche begleiten Sie hinein ins neue. Wir bitten Sie, unsern wärmsten Dank auch den großmütigen Spendern im fernen Amerika übermitteln zu wollen. —

Das Wolostkomitee wird gebeten, dieses Schreiben dem Vertreter der AMR in Alexandrowsk zu übermitteln.

Vorsitzender des Schachower Ortskomitees Jakob Fuchs.

* * * * *

Bericht über Kleiderverteilung in Orloff, im Februar 1923.

„Die amerikanischen Kleider sind da!" — Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht über das ganze Dorf. . . . . .

Viele wurden beim Anblick der ihnen eingehändigten Sachen zu Tränen gerührt. Besonders gehoben war in diesen Tagen die Stimmung unter den Schulkindern. Sie machen jetzt wohl im Geiste die Reise über das große Weltmeer, oder fahren mit dem Finger auf der Karte in die Neue Welt und möchten gerne diejenigen erspähen, die sie so glücklich gemacht haben. Sie denken auch ganz besonders an ihre Kameraden, und möchten ihnen persönlich sagen, was sie von ihnen halten: Ihr seid unsere lieben „Friends". — Weil dieses aber nicht möglich ist, so schikken sie per Radio ein „Vergelts Gott!" über die Zentrale dort oben an Euch. Sie hoffen, daß die Depesche an die richtige Adresse gelangen wird. . . . Das Komitee spricht von sich und im Namen aller Bewohner des Ortes den amerik. Brüder, die so großes an uns getan haben, den wärmsten Dank aus. Wir sehen in unsern Wohltätern diejenigen, die Jesus in Matth. 25, 34—40 bezeichnet. —

Vorsitzender des Komitees: J. Friesen.
Mitglieder: J. Neumann. A. Riediger.
Jak. Janzen.
Sekretär: A. Wiebe.

Ohrloff, 12. Febr. 1923.

* * *

Liebe Spender. — Ich habe ein Kleid bekommen. Es paßt mir grade. Es ist auch ein sehr gutes. Ich sage auch herzlichen Dank dafür. Margareta Dörksen, Friedensdorf, No. 3 Sagradowka.

Liebe Amerikaner: — Ich bin sehr froh für das, was ich bekommen habe. Ich habe Hosen und Rock bekommen. Herzlichen Dank dafür. Johann Martens, ein Schüler der Friedensfelder Schule, Sagradowka.

Von Sarah Martens, Friedenfeld, Sagradowka. Einen herzlichen Dank für die Kleider, die ich erhalten haben, so daß ich jetzt wieder schön und hübsch zur Schule gehen kann. —

Vielen Dank für deine Gabe, wer du auch sein magst. Für Hosen, Bluse, Hemd und Strümpfe. Der Herr vergelte es Dir reichlich. — Grüßend verbleibe ich Dein Freund David Block. Von Sagradowka.

Ich bin sehr zufrieden, daß Ihr so viel geschickt habt. Ich habe Hosen, eine Bluse, und Strümpfe erhalten. Ich sage herzlichen Dank für alles. Ein Schüler. Sagradowka. Cherson.

Eine Schülerin von Sagradowka. Schikke Ihnen herzlichsten Dank für die schönen Kleider, die ich erhalten habe. Ich habe mich sehr dazu gefreut. Wünsche Ihnen noch zum Schluß ein herzliches „Vergelt's Gott". — Martha Warkentin. —

* * *

AMR Ladekopper Ortskomitee.
d. 17. März 1923.

Dankesschreiben

an die amerikanischen Mennoniten Brüder.

Wie groß die Not im verflossenen Winter in unserem Dorfe gewesen ist, wollen wir in Kürze schildern.

Es war 1921 am 7. Dezember, als unsere Dorfsgemeinde beschloß, die schon damals hungernden Kinder armer Bewohner wie auch die betreffenden Witwen des Dorfes auf die Familien zu verteilen, die noch Brot hatten, um erstere vom Hungertode zu retten und ihnen zu helfen. Es fanden sich auch willige Herzen, welche 33 Kinder unter 13 Jahren alt aufnahmen und ihr kärgliches Stück Brot mit ihnen teilten. Doch die Not wuchs und nahm zu. Vieh, Ackergeräte, Möbel, Kleider u.a. wurde billig verkauft, um zu Lebensmitteln zu gelangen. Man hörte und sprach viel von schwimmenden und gelandeten ausländischen Schiffen mit Lebensmitteln, und Kleidern, sah aber Menschen abnehmen, schwellen und sterben.

Da kam die AMR und schon am 22. März verfl. Jahres durfte unser dazu ernannte Komitee 162 prächtige Rationen austeilen. Bald darauf kamen auch die Gaben aus Holland an. Viel Dank wurde hinauf und hinüber geschickt.

Und nun hat die AMR-Küche ein ganzes Jahr ununterbrochen gearbeitet und in diesem Jahre 57 652 Rationen ausgeteilt. Nimmt man nun noch die geschenkten Kleider und das gepflügte Land in Betracht, so müssen wir sagen, daß dies uns eine nie dagewesene Nächstenliebe gepredigt hat.

Eingedenk dessen, daß wir uns trotz alledem auch dem Hilfswerk gegenüber tief verschuldet haben, neigen wir unser Haupt und grüßen alle Geber mit Matth. 5, 7.

Vorsitzender: Kornelsen
Sekretär: A. Willms.

Einst und jetzt.

(Fortsetzung von Seite 6.)

herantreten. Auch früher hat es unter uns manche Uebertretungen der Rechtsidee gegeben, doch wußte jedermann, daß dieses Unrecht, Sünde ist. In der Gegenwart jedoch haben sich die Grenzen zwischen Recht und Unrecht verschoben; viele wissen nicht mehr, was Recht und Unrecht ist. Wenn junge Burschen kein Unrecht darin sehen, dem Kommunisten Sachen zu entwenden, weil er sie ja auch andern weggenommen hat, wenn Erwachsene, wo nur möglich die Regierung übervorteilen, weil sie ja selbst die Bürger ungerecht behandelt, so zeugt das von einem Schwinden der sittlichen Maßstäbe für Recht und Unrecht. Und wie oft sind wir genötigt, nicht nach sittlichen Grundsätzen, sondern nach dem Grundsatze der Klugheit zu handeln. Früher wußten wir, daß jegliche Rechtsübertretung eine Vergeltung nach sich zieht, und wenn nicht das weltliche Gericht, so strafte uns doch unser eigenes Gewissen, der Gedanke an eine Vergeltung nach dem Tode. Mit dem Schwinden der Rechtsidee schwindet auch der Vergeltungsgedanke: unser Gewissen stumpft ab, wird biegsam, und der Gedanke an das jüngste Gericht schreckt viele nicht mehr. Wahrlich, eine tragische Lage, wenn man dem Verderben entgegeneilt und es nicht sieht.

Man sollte meinen, in einem kommunistischen Staate müßte gerade der zweite sittliche Maßstab, die Idee des Wohlwollens, guten Nährboden gefunden haben. Der Staat hat ja durch eine besondere Organisation der Volkswirtschaft der Selbstsucht, Selbstliebe und Habsucht den Krieg erklärt. Aber sonderbarer Weise — oder ist dieses eine natürlich Folgeerscheinung? — ist der Egoismus unter den rußländischen Mennoniten nie größer gewesen, als gerade in dieser Zeit, wo man ihm den Untergang geschworen hat. Dem mennonitischen Bauer ist fast alles weggenommen worden, was er als sein Eigentum ansah, und nun hält er fest an dem, was ihm übriggeblieben ist, und läßt seinen Bruder ohne Mitleid und Unterstützung darben. Leute, die sich früher selbstlos in den Riß fürs Gemeindewohl stellten und nun in eine schwere Notlage gekommen sind, hat man vergessen. Gemeinden, die materiell sich besser stehen, weil sie weniger gelitten, denken nicht daran, die anderen Brüder in ihrem Ringen um eine bessere Existenz zu unterstützen. Der Gemeinsinn schwindet. „Auf dem Boden des wirtschaftlichen Verkehrslebens scheint jeder als Einzelner dem andern Einzelnen gegenüber zu stehen, weder nach der Theorie noch in der Praxis als ein sittlich handelnder und irgendwie sittlich verbundener und verpflichteter, sondern lediglich nur als Güter erzeugendes, Güter tauschendes, Güter verbrauchendes Wesen, und als solches jeder für sich und aus eigener Kraft, jeder für sich und im eigenen Interesse." (Th. Ziegler). Wir sehen so recht deutlich an uns, wohin das angeborene Streben nach Erwerb und Besitz den Menschen führen kann, wenn es nicht durch eine sittliche Idee gezügelt wird. Ich will nicht sagen, daß die Liebe zu den Brüdern in aller Herzen gestorben ist; nein wir haben in dieser Zeit hervorragende Beispiele von hingebender und aufopfernder Nächstenliebe zu verzeichnen; doch in der Gesamtheit scheint die Liebe zu erkalten, die Liebe zu Gott und den Menschen, die reine selbstlose Güte und Hingabe an das Wohl des Nächsten, wie sie uns Jesus vorgelebt und zur Pflicht gemacht hat. Mit dem Erkalten der Liebe schwindet auch die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit. Wenn ein Mennonit in früheren Zeiten als Muster dieser Tugend dastand, so war es die Liebe zu Gott und dem Nächsten, die ihn von Lug und Trug zurückhielt. Jetzt, wo die Liebe zu sterben scheint, folgt er willig den schlechten Beispielen, die sich ihm auf Schritt und Tritt darbieten. Und das Traurige liegt eben darin, daß wir ohne Lug und Trug fast nicht auskommen können. Das deutsche Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten" scheint nicht mehr wahr zu sein. Das werden die amerikanischen Brüder kaum verstehen können, da sie nie in solchen Lage gewesen sind. Vernehmt jedoch Tatsachen und urteilt selbst. Ein früherer Fabrikbesitzer ist in schwerer materieller Lage und hat die Möglichkeit, von dem, was ihm früher gehörte, was ihm aber — „ungerechter Weise", sagt er — weggenommen worden ist, etwas zu entwenden, und er tut es. Hat er gestohlen? Ein Bauer hat seine Kleider versteckt; einbrechende Banditen verlangen von ihm Kleider, und er sagt, daß er keine übrigen Kleider habe. Hat er gelogen? Im Hungerjahre sollte man alle seine Nahrungsmittel gewissenhaft angeben, um dementsprechend Steuer zu zahlen. Viele haben versteckt und verheimlicht aus Furcht vor dem drohenden Hunger. Der Freund versteckt den Freund vor Häschern, die ihn töten wollen, und sagt, daß er nicht weiß, wo er sich aufhalte; er rettet ihn durch eine Lüge. Und solcher Beispiele wären tausende anzuführen. Es frage sich jeder aufrichtig, wie er in solcher Lage gehandelt hätte, und dann spreche er sein Urteil. Tatsache aber ist, die Liebe erkaltet in vieler Herzen, Lug und Trug machen sich breit.

Es ist verständlich, daß in einer Gesellschaft, in der die Ideen des Rechts und des Wohlwollens schwinden, auch kein sittliches Wollen sich zeigen kann. Wir können gegenwärtig im Willensleben der rußländischen Mennoniten eine gewisse Erschlaffung und Trägheit feststellen. Nach den ungeheuren seelischen Erlebnissen der letzten Jahre, nach den außergewöhnlichen Gemütserregungen, die Krieg und Revolution im Gefolge hatte, mußte als natürlich Reaktion eine allgemeine Willensschwäche eintreten, und dieses gibt uns zum Teil die Erklärung zu den oben geschilderte Erscheinungen im sittlich-religiösen Leben der rußländischen Mennoniten. Wenn wir von einem Kulturvolke verlangen, daß nicht nur das Dasein der Einzelnen, sondern zugleich das Gemeinschaftsleben von sittlichen Ideen durchdrungen und beherrscht werde, so ist es verständlich, daß bei einer allgemeinen Willenserschlaffung die sittlichen Ideale, sofern sie noch unter uns lebendig waren, nicht so leicht in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnten, besonders noch, deshalb, weil von der Umgebung die Entfaltung der sittlichen Kräfte immer wieder gehemmt wird. Die Erscheinungen des Lebens sprechen von einem tiefen Sittenverfall, doch kann ich nicht zugeben, daß das Erbe der Väter in uns gänzlich verloren sein sollte. Ihre hohen Ideale der Gottes- und Nächstenliebe, der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sind in uns verschüttet worden, unter dem Schutt aber glühen sie weiter und können bei einer Erstarkung des Willens hoch auflodern. Die Anfänge dazu sind schon da. Der Kirchenbesuch ist in Friedenszeiten nicht so rege gewesen wie jetzt; die Bibelstunden werden von der heranwachsenden Jugend zahlreich und regelmäßig besucht; es scheint durch die Gemeinden ein Geist der Erweckung, der Selbstbesinnung zu ziehen. Das legt Zeugnis davon ab, daß die gegenwärtigen Zustände und Bestrebungen uns nicht befriedigen, daß die tief im menschlichen Herzen liegende Sehnsucht nach Liebe und Gerechtigkeit ihren Stützpunkt in der Lehre Christi findet, des Urquells aller Liebe und Gerechtigkeit. Damit wäre auch ein sittlich-religiöser Fortschritt garantiert, wie er uns im Ausspruch Christi vorschwebt: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Ich bin überzeugt, daß die werktätige Liebe der amerikanischen Brüder auch in dieser Beziehung einen wohltätigen Einfluß ausgeübt hat; sie hat segenbringend auch auf unser Gemüts- und Willensleben eingewirkt.

Nur will es uns in unserer Verzagtheit scheinen, daß bei den gegebenen Verhältnissen eine freie Weiterentwickelung nicht möglich sein wird. Wie unser Landwirt es nicht wagt, sich bestimmte Ziele im Wirtschaftsleben zu stecken, da er nach den vielen trüben Erfahrungen an ein wirtschaftliches Emporkommen nicht glaubt, so befürchten viele, daß bei der gegenwärtigen antireligiösen Strömung die Möglichkeit eines sittlich-religiösen Fortschritts nicht vorhanden sein wird. Wenn man in Betracht zieht, daß die Jugend bis zum 18. Lebensjahr keinen sittlich-religiösen Einwirkungen ausgesetzt sein soll, daß die Ausübung des Predigerberufes mit verschiedenen Hindernissen verknüpft ist, daß in Zukunft vielleicht noch schwere Leiden für den Glauben bevorstehen, so darf es keinem Wunder nehmen, wenn eine solche Befürchtung Platz genommen hat, und die rußländischen Mennoniten infolgedessen stark an Auswanderung denken. Die amerikanischen Brüder aber mögen sich nicht scheuen, uns in ihre Mitte aufzunehmen. Was an uns schlecht ist, soll mit der Zeit abfallen, denn wir sind nicht ganz verkommen. In ihrer Mitte werden wir gesunden, von ihnen lernen, was anzustreben ist und wie man streben muß.

Reisebericht.

* * *

An Bord des Dampfers „Constantinople", New-York. Den 6. August 1923. Am 8. Juli durften wir endlich unsere Reise von Constantinopel hierher antreten. Die Fahrt ging außergewöhnlich gut: fast die ganze Zeit hatten wir klaren Himmel und ruhige See, nur als wir den Golfstrom durchquerten, gab es infolge der großen Ausdunstungen Nebel und Regengüsse, wodurch wir etliche Tage verhindert wurden auf Deck zu bleiben. — In Pyräus, der Hafenstadt von Athen, standen wir 3 Tage lang, wir nutzten diese Gelegenheit aus und machten einen Abstecher nach Athen. In etwa 20 Minuten gelangt man auf der elektrischen Bahn in das Zentrum der Stadt. Unser Besuch galt hauptsächlich der Akropolis, dem Zeustempel und dem Stadium (Stade), welches 70 000 Zuschauer faßt.

Die Ruinen der alten Heiligtümer der Hellenen erregen doch außergewöhnliches Staunen, kolossale Bauten! Am besten erhalten haben sich der Parthenon und das Erechteion und der Theseustempel neben dem Areopagus. Links vom Parthenon steht das Museum mit den teilweise zerbrochenen Ueberresten der alten Göttergestalten. Vom Zeustempel sind nur noch einige Säulen übrig als Zeugen der einstigen Herrschaft der Götter. Man gewinnt heute noch den Eindruck, wie der Apostel Paulus bei seinem Aufenthalt in Athen, daß die alten Griechen „gar sehr die Götter fürchteten". Aber heute sieht man das gerade Gegenteil. Eine Gottesverehrung, die das Herz auf die Dauer nicht befriedigt, und die mit der rapiden Entwickelung der außergewöhnlichen Verhältnisse und Ereignisse nicht schritthält, schlägt gewöhnlich in das gerade Gegenteil um. Diesen Eindruck gewinnt man heute bei den Griechen, trotzdem sie das Christentum bekennen und christliche Formen besitzen. —

Einige Tage später passierten wir die Meeresenge von Messina. Schon im Morgengrauen zeigte sich der sich periodisch in finstere Rauchwolken verhüllende Vulkan Aetna. Kurz vorher haben außergewöhnlich starke Lavaströme in jener Gegend große Verheerungn angerichtet und die Bewohner zur Flucht getrieben.

Wir stehen gegenwärtig schon den 5. Tag hier im Hafen von New York, weil Ellis Island überfüllt ist. Wir hoffen morgen das Schiff verlassen zu können.

Wir sind gegen 24 Personen aus ununserm Heim hier eingetroffen.

Herzlich grüßend

Abram M. Fröse.

(Lowville, Pa.)

* * * * *

Einzelbilder aus der Leidenszeit der thüringschen Täufer.

Von W. Wiswedel.

* * *

2. Peter Pestel.

„Der erste Blutzeuge unter den ‚Schwärmern' in Zwickau war Peter Pestel. Wie er, so erscheinen auch alle die anderen, gegen die man in Kursachsen vorging, als durchaus harmlose Menschen, jedenfalls ganz unpolitisch und von Aufruhrgelüsten frei." Das ist das Urteil des protestantischen Historikers Barge, nachdem er sich eingehend mit der Geschichte des Täufertums in Thüringen beschäftigt hat.

Peter Pestel, von Beruf Schuhmacher, stammte aus Plauen im Vogtlande. Nach dem Bauernkrieg 1529 wanderte er nach Linz, wo sich eine bedeutende Täufergemeinde befand. Pestel kam in die Versammlung dieser Leute und ließ sich bald darauf auch taufen. Durch den blindwütigen Verfolgungseifer des Königs Ferdinand wurde die Gemeinde auseinandergesprengt. Von 33 im Jahre 1531 gefänglich eingezogenen Taufgesinnten wurden 25 hingerichtet. Der Rest flüchtete nach Mähren, nach dem „gelobten Lande" der Täufer, wo sie unter dem Schutze der den Täufern wohlgesinnten Herren von Lichtenstein ein echt christliches Gemeindeleben auf kommunistischer Grundlage führten und es durch Fleiß, Ehrlichkeit und Tatkraft zu großem Wohlstand brachten, bis Ferdinand, ihr grimmiger Gegner, bei dem mährischen Landtag ihre Vertreibung durchsetzte.

Unter diesen Vertriebenen befand sich auch Peter Pestel, welcher sich nach seinem Vaterlande Sachsen wandte. Aber schon in Hof wurde er acht Wochen eingekerkert dann aber freigelassen mit der Weisung, die Stadt nie wieder zu betreten.

Von Hof wanderte er nach seiner Vaterstadt Plauen, wohnte vierzehn Tage heimlich bei seinem Schwager, ging dann nach Schneeberg im Erzgebirge, blieb eine Nacht, wanderte nach Joachimstal, wo er vierzehn Tage sein Handwerk ausübte, wurde aber als Täufer erkannt und sofort ausgewiesen.

Müde und abgehetzt kam er wieder nach Schneeberg, woselbst er bei dem Schuhmacher Tubler Obdach und Arbeit fand. Doch nicht lange währte diese Ruhe. Die Gegner hatten scharfe Augen. Nach vierzehn Tagen finden wir Peter Pestel schon im Schloß zu Zwickau. Das Verhör begann, und man nahm den Gefangenen in ein wahres Kreuzfeuer. Auf die Frage, was er von der lutherischen Lehre halte, antwortete er: „Wenn die lutherische Lehre Frucht im Menschen schafft, dann würde ich sie für gut halten. Dieweil aber angezeigte Lehre im Menschen nichts Gutes schafft, so halte ich nichts davon."

Da man in Güte nichts erreichte, wurde die Folter angewandt, um Geständnisse über die Lehren und den Umfang der Täuferbewegung herauszupressen. Pestel aber blieb treu und fest. Er wolle die Gemeinde nicht verlassen, sondern sei bereit, seinen Glauben mit seinem Leben zu besiegeln.

Auf den Rat der Theologen wurde nun dem Gefangenen das gleichzeitig mit dem kurfürstlichen Mandat vom 10. Apr. 1536 amtlich herausgegebene, jedem Pfarrer zugestellte Büchlein Melanchthons: „Verlegung etlicher unchristlicher Artikel, welche die Wiedertäufer vorgeben," vorgelegt. „Der ‚milde' Melanchthon," sagt Wappler, „führt in diesem Büchlein eine recht kräftige Sprache." Er redet in demselben von der „grausamen teuflischen Sekte", deren Lehren „voll Irrtum und Blindheit" sind, deren „schändliche mörderische Lehre" die Obrigkeit zu wehren und zu strafen schuldig sei. Weil sie den regelmäßigen Kirchgang verachten und Luthers Lehre in Bausch und Bogen nicht als das reine Gotteswort anerkennen, sind dem Melanchthon diese Leute „Gotteslästerer." „Soweit war es schon mit der evangelischen Freiheit gekommen," bemerkt Wappler.

Wir wundern uns nicht, daß Peter Pestel nach Durchlesung dieser Schrift dem Schösser dieselbe zurückgab mit den Worten: „In dem Büchlein ist kein wahres Wort geschrieben." Er hatte recht, strotzte es doch von Anfang bis zu Ende von Unwahrheiten und argen Verleumdungen. In diese Fußtapfen traten fortan alle protestantischen Theologen und Geschichtsschreiber bei der Beurteilung dieser Bewegung, bis endlich im vergangenen Jahrhundert wahrheitsliebende Männer aus der kirchlichen Befangenheit heraustraten und die Luft reinigten.

Die Akten gingen nun an den Kurfürsten Friedrich und von da an das Hofgericht zu Wittenberg, das schon nach einem Tage mit dem Urteil fertig war: Weil Peter Pestel der Wiedertaufe huldigte und nicht an den wahren Leib Christi im Abendmahl glaubte, so sei er billig mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu strafen.

Dem Kurfürsten mißfiel die Urteilsbegründung der Wittenberger Theologen und Juristen. Nach einigen Auseinandersetzungen formulierte Friedrich selbst das Urteil so, daß Peter Pestel mit dem Schwerte nach dem kaiserlichen Mandat von 1529 hinzurichten sei, weil er sich habe taufen lassen, von der Obrigkeit irrige und verführerische Meinung hege, im Lande umgezogen sei und dieselbe ausgebreitet habe und auf seinem schändlichen Irrtum beharre.

Protestantische Theologen betonen mit Vorliebe, um die sächsischen lutherischen Kurfürsten nach Möglichkeit zu entlasten, daß sie an dieses kaiserliche Mandat gebunden waren. Aber, so könnte man entgegnen, das Wormser Edikt vom Jahre 1521 gegen Luther war übrigens auch ein Reichsgesetz, und doch haben sich die sächsischen Kurfürsten nicht darum gekümmert.

In Plauen wohnte ein leiblicher Bruder des Verurteilten, ein allgemein geachteter Bürger der Stadt. Als dieser von dem Todesurteil hörte, war er ganz bestürzt, verfaßte freimütig eine Bittschrift an den Kurfürsten, schickte sie eilends an seinen Vetter, den kurfürstlichen Sekretär, und bat ihn, das Gesuch dem Landesherrn persönlich einzuhändigen und selbst allen Fleiß dranzuwenden und in eventuelle Landesausweisung umzuwandeln.

Die Bittschrift ist ein rührendes Zeugnis brüderlicher Liebe und christlichen Freimuts, die die völlige Harmlosigkeit des Gefangenen hervorhebt, wie der mährischen Brüder überhaupt, die nichts mit den Münsterschen Aufrührern zu tun hätten. Der Kurfürst möge es mit der Landesverweisung genug sein lassen. Er wies darauf hin, daß es ein „arm Ding" sei, „jemand um seines Glaubens willen zu töten, den doch Gott allein geben muß". Er erinnert daran, daß diese Taufgesinnten doch auch glauben an Jesum Christum, daß er als Mensch geboren, für uns gestorben und gen Himmel gefahren und uns von der Gewalt des Teufels erlöst hat. Der römische König — gemeint ist sicher Ferdinand von Oesterreich — habe auch wohl etliche Tausend von dieser Sekte in Oesterreich und Steiermark töten lassen, sei aber jetzt müde geworden und begnüge sich mit der Landesverweisung.

Man hätte meinen sollen, dieser warme Appell hätte des Kurfürsten Herz erweichen müssen. Doch war das nicht der Fall. Drei Wochen später, am 16. Juni 1536, Freitag nach Fronleichnam, wurde Peter Pestel auf dem niederen Anger bei der Bierbrücke in Zwickau mit dem Schwerte hingerichtet, „ein trauriges Zeichen, welche schlimme Wendung die lutherische Reformation genommen".

Wir wüßten gewiß noch mehr über das Ende dieses mutigen Glaubenszeugen, wenn nicht die diesbezüglichen Akten aus dem Zwickauer Archiv entfernt worden wären, und zwar, wie Wappler glaubt, von dem Pfarrer Hildebrand, welcher, wie es scheint, „in Zwickau alles planmäßig entfernt hat, was irgendwie mit dem überlieferten Bilde von der lutherischen Reformation in allzu grellen Widerspruch trat".

Hans Sturm hatte während eines „peinlichen" Verhörs prophetisch ausgerufen: „Wo ein Taufgesinnter fällt, stehen zweihundert wieder auf!" Wir danken Gott mit vielen Gotteskindern, daß wir in der Zeit der Erfüllung dieser Worte stehen. Die durch Blut und Eisen erstickte Wahrheit feiert heute eine herrliche Auferstehung. Am Fuße des Schloßberges zu Planitz, dicht bei Zwickau, steht die stattliche Täuferkapelle, in der Sonntag für Sonntag mehr denn zweihundert Täufer versammelt sind und sich stärken in dem Glauben, für den Hans Sturm, Hans Steindorf und Hans Hamster in Zwickau sich foltern und Peter Pestel nach Kerkerqual und Folterhaft sein Haupt dem Henker neigte. Die lebendige Hoffnung, an der Herrlichkeit Christi teilzunehmen, verlieh diesen unseren tapferen Vorkämpfern den heiligen Mut, Jesu auf seiner blutigen Spur zu folgen. Uns aber ist's, während wir ihre Märtyrergeschichte schreiben, als riefen sie uns mahnend zu: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone raube!"

—Wahrheitszeuge.

* * * * *

Manche Menschen halten Güte für Schwäche und Roheit für Energie.

Johann Enns gesucht.

* * *

Mennonitische Rundschau, Scottdale, Pa.

Könnten Sie nicht durch die w. Rundschau die Adresse eines gewissen Johann Enns erfahren? Enns stammt aus der Molotschna Kolonie, aus Gnadenheim und ist ein Jugendfreund und Schulkamerad von mir. Er fuhr mal als Junggeselle nach Amerika, nachdem er seinen Forsteidienst hinter sich hatte. Er ist Sohn des verstorbenen Peter Enns aus Gnadenheim. Sein Vater hat dort mehrere Jahre die Bakalai und Manufakturhandlung gehabt. Ich bin bei Johann Enns Onkel und Tante Klaas Enns in Fabrikerwiese als Pflegesohn großgezogen worden. Er hat mit mir zusammen die Sauute besucht auf Fabrikerwiese, er war bei seiner Tante in Kost und Logis. Ich möchte gerne wissen, wie es ihm geht, ob er sein irdisches Glück in Amerika gefunden hat und ob er noch am Leben ist. Er ist vorne in den fünfziger Jahren, in meinem Alter. Sein jüngster Bruder Jakob ist ihm nach etlichen Jahren nachgereist. Ich bin durch den Krieg ganz verunglückt, weil ich als deutscher Untertan gleich im Anfang des Krieges in die Gefangenschaft geschleppt wurde und von all meinem Hab und Gut weg mußte, nach Sibirien. Dort habe ich 6 Jahre geschmachtet und meine Gesundheit eingebüßt. Jetzt bin ich seit etwa 2 Jahren hier in Deutschland. Zum Rückwandern nach Rußland ist ja noch keine Aussicht und vielleicht könnte ich durch ihn noch mal nach Amerika kommen.

In der Hoffnung, daß Sie meine Bitte um Veröffentlichung dieser Zeilen erfüllen bleibe ich Ihr dankbarer

Peter Wilms.

Munster Lager, Kolonie Riesloh, Prov. Hannover.

* * * * *

Hillsboro, Kans., 15. Aug. 1923.

Werter Editor und Leser!

Will etwas berichten von dem Begräbnisse des Bruder A. A. Böse. Es war ein ernster Todesfall. Er fuhr mit seinem Sohne Weizen zusammen und um ¼4 Uhr brachte ihnen seine geliebte Gattin Wasser zum Trinken und lud sie ein zur Vesper. Als ihr Gatte dann eine halbe Tasse getrunken hatte, am Vespertisch, überfiel ihn seine Krankheit, die den Tod herbeiführte. Ein Arzt wurde gerufen und als der fertig war und die Medizin einpackte, sah er mit einmal, daß die Seele entfloh. Ernst — ja ernst ist unser Leben hier auf Erden!

Er starb Montag, den 6. August und wurde Donnerstag, den 9. begraben. Das Begräbnis war in der Gössel Kirche, deren Glied er war. Es versammelte sich eine große Trauerversammlung. Als der Sarg, mit Blumen geschmückt, hereingebracht war, sang die Versammlung Lied 557, Ges.: Sonst hat dir mein Herz geschlagen. . . Aeltester P. H. Unruh sprach dann über Daniel 12, 13: Du aber, Daniel, gehe hin, bis das Ende komme und ruhe, daß du auferstehest in deinem Teil am Ende der Tage. Er sagte, dies war der Abschluß des sehr merkwüdigen Lebens und Buches Daniel. Die tiefste und die wichtigste Frage hat der Herr mit Daniel gemacht und mit einmal heißt es: es ist genug. Der Herr weiß, wann unser Lagewerk vollendet ist. Daniels Tagewerk war nun auch aus. Es war für ihn ein großer Trost nach allem Erdenleid. Der Herr sagt nicht zu den Seinen: Nun geht schlafen, und dann ist alles gut, sondern: Ruhe, daß du auferstehest, es gibt eine Auferstehung. Der Herr hat hier schnell abgebrochen und es hieß zur Ruhe gehen. Für uns, die wir unsere Füße noch auf der Erde stehen haben, ist dies eine gewaltige Predigt. Aber es gibt ein Wiedersehen bei Jesu im Licht. Dann hielt er ein Gebet. Nun folgte ein Lied vom Chor: Ich weiß einen Strom, dessen herrlich Flut.

Nach dem Lied sprach Prediger Peter Buller über 2. Tim. 1, 12: Denn ich weiß, an welchen ich glaube. Er sagte: Wieder hat ein lieber Bruder den Lauf vollendet, aber wie herrlich ist es, bei einem so schnellen Sterben von einem seligen Heimgang reden zu können. Gott hat den Bruder gezogen und erzogen. Es geschieht nichts ohne Gottes Absicht. Der Meister war da und rief ihn. Wohl dem, dem die jenseitige Welt keine Fremde ist, sondern unser Heimatland. Wie herrlich, daß wir in solchen Tagen wissen, daß wir einen mitleidigen Heiland haben, und wissen, an wen wir glauben und es hängt von unserer Glaubensstellung ab, ob wir hier froh abscheiden können. Niemand kommt ohne Herzenserfahrung zu diesem Wissen. Es ist Satans größtes Bemühen, uns darüber im Unklaren zu halten, aber Jesus selbst hat uns die Versicherung gegeben: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden und jetzt können wir dem Tod furchtlos entgegen gehen. Aber man muß am alten Bibelglauben festhalten. In dieser Zeit scheint es, als ob es schwer ist, am alten Glauben festzuhalten, auch für Aerzte. Und Lukas, der uns diese Worte gab, war doch ein Arzt. Wenn mit dem Sterben so herrliche Dinge zusammenhängen, dann ists kein Wunder, wenn der Apostel schreibt: Ihr werdet euch freuen mit unaussprechlicher Freude.

Dort schau ich, was ich hier geglaubt,
Wer ist, der mir mein Erbteil raubt?

Der Chor sang dann: Mein Jesu, wie du willst. Prediger P. P. Buller hatte aus Psalm 90: Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen. Er sagte, Sonntag habe dieser Bruder so regen Anteil genommen an der Lektion in der Sonntagschule und Montag hörte man, er sei tot. Eine mächtige Predigt. Wir sehen, wir sollen allezeit bereit sein für den Tod. Es bleibt dann keine Zeit für Abschied nehmen, oder etwas zu bestellen. Hiskias mußte gesagt werden: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben, und Jesus selbst sagt: So seid auch ihr bereit. Nichts ist sicherer als der Tod und daß wir Gott begegnen müssen. Aber wenn wir Jesu Worte glauben, dann

sind wir vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Die Menschen, die auf ihr Ende bedacht sind, sind die frohesten und nicht die traurigsten. Es heißt: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Der Chor sang dann Es erglänzt uns von ferne ein Land. Dann machte Onkel H Banman den Schluß. Er sagte: In diesem Leben muß der Mensch verschiedene Stufen besteigen. In dieser Familie ist schon manches geschehen. Beide haben schon einmal den Schmerz des Scheidens durchgemacht. Aber der nachbleibende Teil hat den Trost: Siehe ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende, und: Rufe mich an in der Not, so will ich dir erretten, und: Bei Gott bleiben, so bleibt er bei euch. Dann betete er zum Schluß.

Nun wurde das Lebensverzeichnis vorgelesen und dann sang die Versammlung: Dort über jenem Sternenmeer. Während der Besichtigung wurden vom Chor 3 Lieder gesungen. Nach der Besichtigung wurde die Leiche zum Friedhof gefahren, wo sie ruhen wird bis zum Auferstehungsmorgen. — Der Hitze halber war ich nicht zum Friedhof, weiß also das übrige nicht. Dann versammelten sie sich noch im Kellerraum, wo die Witwe und Kinder ein Mahl gaben. Ja, er **ist** gegangen und wir **werden** gehen!

Wenn ich **Ihn** nur habe,
Ist der Himmel mein.
Ewig wird zu süßer Labe
Mir der Namen **Jesus** sein.
Preis sei Deinem Namen,
Jesu, Dir sei ewig Ehre! Amen.
Auf Wiedersehen!

Helena Warkentin.

Marion, S. Dak. 15. Aug. 1923.

Lieber Bruder und Editor Winsinger!

Dieweil ich aufgefordert wurde, das Abscheiden unserer lieben alten Tante und Schwester unserer Gemeinde in der Rundschau bekannt zu machen, damit es ihre vielen Freunde hier in Amerika und Europa und auch Asien erfahren möchten, daß sie nicht mehr am Leben ist, bitte ich um Aufnahme dieser Zeilen.

Witwe Benjamin Unruh, geborene Susana Schartner, ist geboren im Jahre 1837, den 1. Februar, im Polen, Rußland, im Dorfe Karlswalde; gestorben hier in S. Dakota, bei Marion, 1923, den 6. August. Sie wurde auf ihren Glauben getauft im Jahre 1852, den 4. April und in die Gemeinde aufgenommen vom Aeltesten Benjamin Dirks. Im Ehestande gelebt mit ihrem verstorbenen Mann, Diakon Benjamin Unruh, 13 Jahre, 7 Monate und 7 Tage, im Witwenstande gelebt 50 Jahre, 7 Monate und 9 Tage Dieweil ihr kurzer Ehestand auch kinderlos war, so hat sie sich oftmals einsam gefühlt, und in ihrem langen Witwenstande hat es auch viele traurige Tage und Stunden gegeben. Aber der Herr hat in allem durchgeholfen. Sie ist zuletzt 10 Tage schwer krank gewesen. Nun, der Herr hat sie abgelöst an benanntem Datum 5 Uhr 50 Minuten des Morgens, von ihren Schmerzen, Kummer und Sorgen, in welchen sie Ihn vielmal getreu angerufen hat. Somit ist sie alt geworden 86 Jahre, 6 Monate und 5 Tage. Wir nun als nachgebliebene Freunde unserer lieben alten Tante wünschen ihr die ewige Ruhe, nach welcher sie sich auch sehr gesehnt hat. Ihrem Ausdruck nach dürfen wir nicht trauern als solche, die keine Hoffnung haben.

Ihr Begräbnis fand statt den 7. August in unserer Kirche. Ansprachen wurden gehalten von Prediger David Tießen aus dem 146. Psalm, wo es heißt: Der Herr behütet die Fremdlinge und Waisen und erhält die Witwen; dann von Prediger Dietrich Engbrecht aus dem 90. Psalm, wo es heißt: Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Dann redete Aeltester Derk P. Tießen über Offenbarung 21. von dem neuen Himmel und der neuen Erde. Zum Schluß redete noch Schreiber dieses über Ev. Johannes 14, 1—3 von den vielen Wohnungen.

Sie wurde dann auf unserm Kirchhof beerdigt. Sie hinterläßt noch 3 Schwestern, nämlich hierselbst Witwe Benjamin Dirks, ist auch schon 88 Jahre, und Frau Johan Schmidt, die Einzige, deren Mann noch lebt, und dann noch eine Schwester, Witwe Born, bei Ufa Rußland.

Sie kam als Witwe mit ihrem Bruder Friedrich Schartner, meinem Vater, im Jahre 1875 nach Amerika und hat das auch alles durchmachen müssen, was eine neue Ansiedlung mit sich bringt. Ihre Verhältnisse waren auch nur so, daß sie sich sparsam mußte begehen. Es hätte auch ihr kleines Vermögen nicht zugereicht bis an ihr Ende wenn wir als ihre Freunde sie zuletzt nicht unterhalten hätten. Nun, der barmherzige Vater im Himmel möchte uns alle durch Jesum Christum zu einem seligen Ende verhelfen, ist mein Wunsch und Gebet.

Jacob Schartner.

Zu spät.

Zwei Berichte von Sterbebetten, die ich kürzlich erfuhr.

„Ich glaube nicht, was die Pfaffen sagen, ich glaube an kein Fortleben nach dem Tode," so sagte lachend eine vornehme Weltdame zu ihrer treuen alten Magd, die es eines Tages gewagt hatte, sie auf den Ernst der Ewigkeit hinzuweisen.

Im März 19— klagte sie über Unwohlsein, ging aber trotzdem ins Theater. Wie hätte sie auch an ihrem Lieblingsort fehlen können?

Am Abend jenes Tages legte sie sich recht krank zu Bett. Es war Dienstag abend. Aber am Donnerstag erst ließ sie den Arzt kommen. Dieser fand ihre Krankheit sehr ernst und sagte offen zu den Angehörigen: „Es ist nur Influenza, aber — es ist zu spät. Die Kranke wird meines Erachtens sterben."

Und so geschah es. Zunächst verfiel die Dame in einen Zustand der Bewußtlosigkeit, der zwei oder drei Tage währte. Dann erwachte sie plötzlich und verlangte, daß alle im Hause an ihr Bett kämen! Bald standen außer dem Arzte ihr Sohn und ihre Tochter und ihr Bruder und ihre Dienstmädchen in ihrem Zimmer. Sie setzte sich ein wenig auf und sagte in gedämpfter Stimme: „Ich habe euch allen etwas zu sagen. Ich habe ein furchtbares Gesicht gehabt. Ich habe immer nicht an ein Fortleben nach dem Tode glauben wollen, aber jetzt glaube ich daran. Ich habe Gott gesehen, und er hat zu mir gesagt, daß ich nun meine erste Woche in der Hölle zubringen müsse." —

Mit diesen Worten auf ihren Lippen holte sie noch einmal tief Atem, und ihr Geist war entflohen.

Nicht minder ernst ist der andere Bericht.

„Eine junge Frau kam einige Male in eine christliche Versammlung, um hier einfach und klar den Weg des Heils verkündigen zu hören. Dann blieb sie weg, der Widerstand ihres Mannes und der Spott und die Schmach bei der Welt hielten sie zurück.

Da wurde sie plötzlich krank zum Sterben. Nun ließ sie eine gläubige Nachbarin kommen und bekannte ihr ihre große Todesangst und Seelennot. „O, wie gern wollte ich wieder in die Versammlung gehen, wenn ich nur wieder gesund werde. Gelt —, (ihren Mann mit Namen nennend) du gehst dann auch mit! Nicht wahr?" „Ja," sagte dieser ergriffen, „ich will gern mitgehen, wenn du nur erst wieder gesund wirst. Ich werde dich dann hindrängen und nicht mehr aufhalten wie früher." „Ach," rief die Kranke, „was soll ich doch machen? Es ist zu spät." Die Nachbarin redete ihr zu: „Der Sohn Gottes starb für uns. Und wer zu ihm kommt, der findet Gnade und Rettung. Rufen Sie ihn um Erbarmen an!" Aber die Kranke klagte ihr: „Die Leute haben mir gesagt, ich hätte noch Zeit, mich zu bekehren, wenn ich alt oder krank wäre. Und jetzt ist es zu spät. Ich kann es nicht fassen und nicht verstehen. O, betet doch für mich!" — Die Umstehenden redeten der Sterbenden zu, sie sei doch brav und gut gewesen. Aber sie bedeutete ihnen zu schweigen und rief: „Nein, ich muß einen Heiland haben. Aber es ist nun zu spät." —

Der Arzt, der gehofft hatte, die nur 25jährige Kranke „durchzubringen", konnte ihr Leben nicht durch seine Kunst retten. „Adieu, —" rief sie ihrem Manne zu. Dann sich zu der Freundin wendend, die noch allein mit dem Manne und Arzte zurückgeblieben war, denn die übrigen Bekannten hatten vor Schrecken das Zimmer verlassen, rief sie: „Ach, hätte ich dich doch schon am Freitag rufen lassen, jetzt (es war Dienstag) ist es zu spät." —

Siehe, die Tür des Heils steht offen für dich; Gott, der nicht den Tod des Sünders will, sondern möchte, daß alle zur Buße kommen, hat selbst die Tür zum Himmel aufgetan. Gehe jetzt ein durch die enge Pforte! „Siehe, jetzt ist die Zeit der Annehmung; jetzt ist der Tag des Heils."

Ein edler Menschenfreund.

(Fortsetzung.)

* * *

„Das wußte ich ja, daß Dir an der Seite eines Hungerleiders von Lehrer solch ein Los blühen würde. Wie man sich bettet, so liegt man und muß selber zusehen, wie man fertig wird.“ —

Frau Wehrentraut hatte solche Herzlosigkeit ihres einst geliebten Bruders doch nicht erwartet. — Aber bald machte tiefes Mitleid dem Unwillen über Adalberts Härte in ihrer Seele Platz; — soviel jedoch stand fest bei ihr, daß sie nie mehr, — wie es ihr und den ihrigen auch noch gehen möge, — bei ihm um Hülfe anklopfen würde. — —

Während die einsame Lehrerwitwe ihren Gedanken nachhing und sie emsig ihr Spinnrad drehte, saß ihr Töchterlein in der Schule. Lernen war des Kindes ganze Freude! Gerade als Lina ihre Aufgabe trefflich hersagte, tat sich die Tür auf und der Pfarrer erschien mit einem vornehmen, hohen Herrn, der mit freundlichem „Grüß Gott! ihr Kinder!“ eintrat. Lina erkannte ihn sogleich wieder als den Fremden, der damals im Wald als sie Heinrich suchten, zu ihnen gekommen war.

Des Freiherrn von Cannstein Blicke glitten gütig und wohlwollend über die Kinder hin, die so sittsam und sauber in Reihe und Glied saßen. So war es früher nicht gewesen. Erst Lehrer Wehrentraut hatte durch seine ruhige, aber bestimmte Art gegen alle Dorfbewohner es verstanden, große Ordnung und gute Sitte in die Kinder zu pflanzen, auch dadurch, daß er die Eltern für sein Bemühen gewonnen hatte.

Der Freiherr freute sich über den Eifer und die Aufmerksamkeit der Kinder. Jetzt trat er nach einem verständigenden Wink mit dem Lehrer vor die Kinder und sagte ihnen warme Worte von Jesus dem Freund der Kinder, der erschienen sei, um ihnen Freude und Glück zu bringen.

„Kennt ihr meine lieben Kinder, den König des Lichtes und der Freude?“ sagte er, und seine großen Augen leuchteten dabei in tiefem Glück.

„Laßt ihn in euer Herz einziehen als euren Heiland. Durch die Sünde bleibt ihr kalt und freudlos, aber Jesus, der Lichteskönig macht euch froh und reich.“

Atemlos lauschten wohl fast alle Kinder vom ältesten vierzehnjährigen derben Wirtssohn an bis herunter zum zarten Pfarrtöchterlein den herzandringenden Worten des Freiherrn. Nicht nur das, was er sagte, sondern wie er es sagte, machte einen gewaltigen Eindruck auf die jungen Menschenherzen.

Der Freiherr von Cannstein war kein engherziger Christ, für den ihn so manche in damaliger Zeit hielten. Es war nicht sein Bestreben, nur ein christliches Benehmen zu fördern, sondern ihm war es darum zu tun, Gotteswort in die Häuser und Herzen der Menschen zu bringen zur Richtschnur für den Glauben und das Leben.

„O, Mutter, Mutter, wie war das heut schön!“ mit diesen Worten stürmte Lina nach der Schule zur Mutter hinein und sie berichtete mit strahlenden Augen von dem Besuch und den Worten des Freiherrn.

„Ich kannte ihn sogleich wieder; und denke, Mutter, er kam ehe er mit dem Pfarrer wieder ging, zu mir heran und sagte: „Dich kenne ich ja schon, Kleine, grüße deine Mutter und sage ihr, daß ich sie besuchen will“, erzählte Lina begeistert.

Und wirklich, noch an demselben Tage sprach der Freiherr bei der Lehrerwitwe vor. Er wußte nach eingezogenen Erkundigungen, daß Heinrich sich musterhaft führte und daß ihm ein Bedeutendes seiner Strafzeit erlassen werden sollte. Er erzählte ferner Frau Wehrentraut eingehend von den Anstalten seines Freundes August Hermann Francke in Halle, welche Segensstätten sie für unzählige waren und schloß mit den Worten:

„Wenn ich weiter nur Gutes über Euren Sohn höre, bekommt er sogleich nach seiner Entlassung in der Anstalt in Halle einen für ihn sich eignenden Posten; darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

„Mein Freund, Professor Francke,“ — sagte der Freiherr im Laufe des Gespräches zu Frau Wehrentraut, — weiß und versteht, wie es Armen und Bedrängten zu Mute ist.“

Große Freude und Dankbarkeit erweckten diese Worte und das Versprechen des Freiherrn in dem sorgenbeladenen Mutterherzen.

Mit neuem Mut und einem gestärkten Gottvertrauen vermochte sie ihren mühsamen Weg weiterzuwandern. Wie viel hatte sie dem hochherzigen Freiherrn zu danken, der als Diener seines himmlischen Königs überall, wo er hinkam, durch Worte und Taten Sonne ins Leben seiner Mitmenschen trug.

* * *

Sechs Jahre sind vergangen. Es ist ein kalter Dezembertag. Der Schnee knirscht unter den Füßen, u. der eisige Wind beflügelt die Schritte der Vielen, die in den Straßen der Stadt Halle hin und her eilen.

Durch die treibende Menge hindurch windet sich ein kleiner Knabe in dürftiger, fadenscheiniger Kleidung. Die blaugefrorenen Arme sind nur halbbedeckt von der ausgewachsenen Jacke. Aus dem blassen schmalen Gesichtchen blickten große dunkle Augen verängstigt umher und bleiben immer wieder auf dem Boden haften, als ob er etwas verloren habe. In der Hand hält er krampfhaft eine Arzneiflasche. — Jetzt tritt er unter einen Torbogen, und heftiges Schluchzen erschüttert den schmächtigen Körper des Kleinen. —

Keiner der Vorbeieilenden achtet auf den weinenden Knaben, ein jeder hat mit sich selbst zu tun. — Wie Wenigen ist doch der Blick für das Leid und Weh des Nächsten um uns her geöffnet! —

Jetzt aber tritt ein junger Mann zu dem Kleinen heran; er legt begütigend die Hand auf seine Schulter und fragt: „Was ist dir, Junge? warum weinst du so?“

Der Knabe sieht auf und blickt in ein freundliches Gesicht, sodaß er furchtlos antwortet: „Ich habe das Geld für die Apotheke verloren, meine Hand war so steif, es rutschte mir raus, und nun wird wird er furchtbar böse sein und Mutter muß das Geld ersetzen und sie — —“ heftiges Schluchzen erstickt die weiteren Worte.

„Beruhige dich, Kleiner, komm einmal mit mir in das Gasthaus, dort in der warmen Stube erzähle mir deinen ganzen Kummer, ich will sehen, ob ich dir helfen kann.“

Mit diesen Worten zieht der teilnehmende Herr den weinenden Knaben in das Gasthaus ganz in der Nähe, er bestellt einen Teller Suppe für das frierende und hungernde Kind. Als dieses sich, erstaunt und erfreut über die Güte des Fremden, daran gelabt und erwärmt hat, beginnt der junge Mann:

„Nun Kleiner, sage mir, wie du heißt und was dich so bekümmert?“

„Herr Weber ist krank und ich soll ihm

die Arznei holen, ach, er wird schon warten, er gab mir einen Taler, — er ist gleich so sehr böse, — — Mutter hat auch oft Angst vor ihm und sie ist doch selber krank, drum helfe ich ihr bei ihren Arbeiten."

„Wie heißt du und was ist dein Vater?"

„Valerius Kanten; mein Vater ist tot."

„Hast du noch Geschwister?"

„Ja, drei kleine Schwestern, und Barbara kann noch nicht ordentlich gehen und schreit immerzu. Mutter sagt sie ist auch krank."

„Komm, Valerius, ich will mit dir gehen, hier hast du einen Taler, geh die Arznei kaufen und gib ein andermal besser acht, daß du nicht wieder das Geld verlierst."

„So, nun führe mich zu deiner Mutter," fährt der hilfreiche Herr fort, als sie aus der Apotheke traten, „vielleicht kann ich ihr in irgendwas helfen."

Der junge Mann ist eine kräftige Erscheinung. Das männliche gebräunte Gesicht wird durch kluge, dunkle Augen belebt; um den Mund liegt eine feste Entschlossenheit, er macht dem ersten Anschein nach einen strengen, herben Eindruck, sobald er aber spricht, leuchtet Gütigkeit und Teilnahme aus seinen Blicken und Worten.

Es ist kein anderer als Heinrich Wehrentraut, den wir hier in Halle wiederfinden.

Ihm waren wirklich vier Monate seiner Strafzeit damals geschenkt worden, und der hochherzige Freiherr von Cannstein hatte Wort gehalten, und ihm bei seinem Freund, Professor Francke im Waisenhaus, in der dort neugegründeten Buchhandlung einen Posten erwirkt, den Heinrich sogleich, ohne erst nach Hause zurückzukehren, antreten durfte. In tiefer Dankbarkeit gegen den Freiherrn u. Prof. Francke, deren Güte seinen Weg so wunderbar geebnet hatte, begann Heinrich seinen Dienst, der zuerst in geringen und groben Arbeiten bestand, aber von Monat zu Monat verantwortungsvoller wurde, bis ihm vor einem Jahr eine leitende Stelle in der sich immer mehr ausbreitenden Buchhandlung anvertraut werden konnte.

Das bescheidene Wesen Heinrichs, gepaart mit Eifer und Klugheit machte ihn zu einem trefflichen Arbeiter in dem weitverzweigten Werke Franckes. Dieser selbst, sowie der Freiherr, der sich oft in den Anstalten seines Freundes aufhielt, und die er in jeder Weise unterstützte, hatten je länger desto mehr ihre Freude an dem begabten, fleißigen und strebsamen Jüngling. Seine anfängliche Scheu machte mit der Zeit einer angenehmen Offenheit Platz. — Nachdem Heinrich ein Jahr in Halle gewesen war und sich dort bewährt hatte, durfte er zu seiner Mutter reisen. Dies Wiedersehen und Beisammensein mit ihr und der sonnigen, kleinen Schwester war ergreifend und für Heinrich lebenslang eine gesegnete, schöne Erinnerung. Nur der Umstand, daß seine Mutter sich mit Lina so mühsam durchbringen mußte, bedrückte Heinrich und er war glücklich, als er soweit kam, daß er von seinem Verdienst der armen Mutter öfter etwas schicken konnte.

(Fortsetzung folgt.)

* * * * *

Leute, die bei jeder Gelegenheit in rechthaberischer Weise behaupten; Das sagt mir mein gesunder Verstand! besitzen gewöhnlich sehr wenig von diesem wertvollen Artikel.

Adoniram Judson, der Pioniermissionar von Hinterindien, konnte im Jahre 1828 die ersten Bekehrten taufen. Von den von ihm Getauften ist noch eine alte Frau am Leben, die ungefähr neunzig Jahre alt ist. Man zeigt auch heute noch die Kanzel, auf welcher Judson nach den äußerst schwierigen Anfängen das Evangelium verkündigte; und nicht weit von dieser Kapelle kann man auch noch den Brunnen sehen, aus welchem er das Wasser holte, um im Freien taufen zu können.